

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Septimana	337
Ref. Von Erik Maufguer	344
Demoliren und Fällchen. Von Victor Fleischer	351
Rupelgen. Von Schinke, Anna von Arane, Alice Schalek, Conrad	354
Zu Haus. Von Emil Marriot	358

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8, Französischestr. 14.**
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu
zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
9—4 Uhr.

Mampes Gute Stube
gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse
Vornehmste Ziffer-Stube der Reichshauptstadt.
Grosse feine Ziffer und Prädikats-Weine.

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
Restaurant im vornehmsten Stil
Grill-room **Five o'clock tea**

Neues Schauspielhaus **Grand Hotel Excelsior**
Nollendorfsplatz **Anhalter Bahnhof**
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Künstler-Klausen Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. **Pilsner Urquell.**



*Treffpunkt der
Weinkenner!*

Restaurant Central-Hôtel.
Täglich Konzert
Johann Strauss aus Wien.

Aecht **Patzenhofer** Biere
sind in allen besseren Detailgeschäften erhältlich.



Berlin, den 11. Dezember 1909.

Septimana.

Erster Dezember. Dumm, daß liberale Schreiber die Thronrede, die gestern den Reichstag eröffnet hat, mit Spott und Gallapfelsaft besprizen. Sie ist gut; besser als die meisten, die wir in den letzten Jahren lasen. Kein Wortprunkmantel, kein Phrasenschleppkleid; eine kurze, klare Liste der zu leistenden Arbeit. Die Genesis der Thronreden ist noch nicht so bekannt, wie man glauben dürfte. Jedes Ressort, sagte mir Bismarck, liefert seinen Speisezetteln in die Reichskanzlei; da die Gerichte vorher vereinbart sind, wird dort selten noch Wesentliches geändert; der Kanzler sorgt für das internationale Gewürz, für Hors d'oeuvre und Dessert, für die allgemein bekömmliche Sauce und thunliche Erfüllung etwa beim Allerhöchsten Herrn noch vorhandener Wünsche: dann kann die Glocke zur Mahlzeit rufen. Diesmal giebt's nicht viel zu essen. Ein Segen nach der Ueberfütterung mit Gesetzen und Projekten. Hauptgerichte: Heimarbeitsordnung, Reliktenversicherung, Erweiterung der Krankenkassenzurückzahlung. Da weiß Bethmann Bescheid; diese Entwürfe hat er, als E. de Bujadowitsch, mitzubereitet. (Herr Clemens Delbrück hat also Zeit, auf dem Platz, wohin ihn zuversichtliche Hoffnung nicht begleiten konnte, sich in Würde zu fassen.) Die Strafprozeßordnung, die fast noch wichtiger ist als das Strafgesetzbuch, wird hoffentlich abgelehnt; hier kann das Centrum zeigen, daß es auch jetzt nicht um jeden Preis gouvernemental sein will, sondern sich mit seiner ganzen Wucht für eine ernsthafte Besserung des Unzulänglichen einsetzt. Herr Dernburg möchte die Diamantenkonjunktur benutzen, um in West und Ost Bahnen zu bauen. Dagegen ist nichts zu sagen: ohne Schienenstrang giebt's keine wirksame Kolonisation. Auch auf die Reform des Gerichtswesens, auf ein Beamtengezet und eine Gehälterordnung können die Kolonien nicht länger warten. Die Aufgabe, über die neuen Steuergesetze zu reden, war heikel;

Stilistengehässlichkeit hat sie bewältigt. Kein Wort des Dankes an die Mehrheit, die, wenigstens auf dem Papier, dem Reich das nöthigste Geld gesichert hat; doch die Anerkennung: Ihr habt uns neue Einnahmequellen erschlossen. Kein klägliches Geseufz über die „Zwangslage“, in die das Zerbröckeln des Blockes die Regierung gebracht habe. Fortan dürfen Konservative, Katholiken und Polen den Schmähern erwidern: „Die Verbündeten Regierungen haben den Werth unserer Leistung anerkannt; wäre sie so miserabel, wie Ihr behauptet, dann mühtet Ihr, statt an uns, Euch an den Bundesrath halten, der sie nützlich gefunden und deshalb acceptirt hat.“ Die Thronrede wäre, in ihrer nüchternen Tonart, nur zu loben, wenn der Abfah über die internationalen Beziehungen (der offenbar viel Mühe gekostet hat) nicht ein Bißchen verdröffe. Auch hier ärgert kein Ueberschwang, fehlt diesmal (Bethmann sei Dank!) der verdächtige Eifer, mit dem allzu lange und allzu laut die friedliche Gesinnung Deutschlands beheuert wurde. Nachdem Herr Bichon die Loyalität der Berliner gerühmt hatte, konnte man wohl an eine Erwiderung solcher Artigkeit denken. Durfte nur nicht vergessen, daß sie durch schwächliche Nachgiebigkeit erworben war, und brauchte für die Antwort nicht die Feiertagsform der Thronrede zu wählen, deren in der Stunde der britischen Krisis recht merkbare Absicht nicht nur in London verstimmen konnte. Und mußte wirklich wieder, wie ein Lebendiges, der Dreibund erwähnt und vom „Zusammenhalten der drei verbündeten Reiche“ geredet werden? Algeſiras, der bosnische Streit, Raccogni: drei Beweise, wie sie „zusammenhalten“. Schade. Doch trotz diesem Fehler verdient die erste bethmännische Arbeit das Prädikat: Im Ganzen gut.

Zweiter Dezember. In der ersten Christmondestunde hat das englische Oberhaus das Budget abgelehnt. „Dürfen sie denn Das?“ So fragte der entkrönte Kaiser Ferdinand, als er hörte, die Preußen seien in Böhmen eingerückt. Die Lords konnten sich sogar auf eine Rechts tradition berufen. Seit 1671 ist ihnen auch von den Commons das Recht zur Ablehnung eines Finanzgesetzes verbürgt; sie dürfen nicht ändern, doch weigern. Und haben weder ein Gesetz noch eine Konventionalregel verlegt, als sie die Bill ablehnten, die außer Abgabenerhöhungen und neuen Steuern dem Reich Änderungen im Modus der Einschätzung, des Grunderwerbes und der Schankerlaubnis zumuthete. Das Stimmenverhältniß (350 gegen 75) lehrt, daß Herr Lloyd George nicht nur von Tories bekämpft wird. Lord Cromer (der dem Haus Baring angehört), Lord Rosebery (Rothschilds Schwiegersohn), Lord Auebury und Andere, von deren Lippe die schroffste Kritik des bepackten Budgets kam, sind Liberale. Die kontinentale Vorstellung, das Oberhaus sei nur ein Junkerheim, ist völlig falsch. Da sitzen reiche Banker, Brauer, Industrielle; und

Campbell-Bannerman und Asquith haben seit 1906 die Zahl der liberalen Peers hastig erhöht. Die Thatfache, daß dieses Haus eine Bill ablehnt, darf man nicht unter das Rubrum „Junkerreaktion“ buchen. Lord Curzon (der die wirksamste Rede hielt) konnte mit Recht sagen, das Oberhaus würde der ernstesten Pflicht feig ausbiegen, wenn es, aus Furcht vor etwa möglichen Schädigungen seiner Existenz, ein so verhängnisvolles Gesetz durchließe. Das Land soll entscheiden. Behalten nach der Januarwahl die Liberalen eine halbwegs ausreichende Mehrheit, dann werden die dreizehn Millionen Pfund Sterling, die das Reich braucht, wieder auf dem von Lloyd George gewählten Weg herangeschafft, wird aber auch versucht werden, den Lords das Vetorecht zu nehmen und die Peerskammer zum bloßen Stuckornament am Gebäude einer vom Willen einer einzigen Kammer gelenkten Demokratie zu machen. Siegen die Konservativen, dann ist auch Chamberlains Schutzollplan dem Sieg nah und mit gesteigerter Rüstung, gesteigerter Lust zu kriegerischer Auseinandersetzung mit Deutschland zu rechnen. Nach Allem, was man, namentlich auch aus der City, hört, ist anzunehmen, daß die Briten für stärkere Waffnung und gegen sozialistische Experimente sind und daß die Konservativen heute mit nicht geringerer Zuversicht als im Jahr 1893 (da die Lords die Home-rule-bill Gladstones verworfen hatten) hoffen dürfen, die Mehrheit der Stimmen zu werben. Jedenfalls stehen wir vor einem Ereigniß, dessen Bedeutung weiter reichen wird als alle Nachwirkung des mandchurischen Krieges; und müssen, da Prohibitivzoll und Dreadnoughtbau sich gegen uns richten würde, einsehen, wie unklug, wie strafbar thörichtes war, die Zeit der Burennoth und der Whigherrschaft müßig zu versäumen. Auch mit Lansdowne wird zu reden sein. Jetzt aber, vorder Parlamentswahl, ist nichts zu machen. Ist vor jedem Wort, das ein Politiker spricht oder schreibt, nur gewissenhaft zu erwägen, wie es in England wirken werde. Nicht oft war im Lauf der Geschichte die Entscheidung, die in einem Lande fiel, für ein anderes so ungeheuer wichtig. Ruhe ist nun wirklich erste Bürgerpflicht. Keine langen Reden über das Handelsprovisorium noch gar über den Kongostaat (über den ein erfahrener Diplomat nicht mit einer im Lebenscentrum bedrohten Regierung verhandelt hätte); und Vertagung jeder Marinedebatte bis in den Februar. Wie schlecht auch die beste Absicht wirken kann, lehrt uns heute die französische Presse. Wer lesen kann, merkt da, wie die berliner Thronrede drüber das Selbstgefühl gestärkt hat. „Weil wir seit den Tagen der Casablancakrisis uns nicht mehr nachgiebig, sondern energisch gezeigt haben, werden wir so gut behandelt.“ Das ist der Grundton. Delcassé kann lächeln. Eifernde Höflichkeit des Nachbarn hält der Franzose für ein Schwachheitsymptom; und hört auf, ihn zu fächten.

Dritter Dezember. Von Ausbrüchen nationalen Unwillens gegen die Lords verrathen die englischen Berichte einstweilen nichts; trotzdem die meisten doch von liberalen Männern stammen. Offenbar gehört das ganze Briteninteresse der Frage: Tarifreform und Reichssicherheit oder Staatssozialismus und Kleinengländerthum? Aus Petersburg wird gemeldet, die russo-japanische Verständigung über die Interessensphären sei beinahe fertig. Kann richtig sein. Was uns über die ostasiatische Kriegsgefahr erzählt wurde, war von leicht durchschaubarer Absicht erfunden. Japan denkt, unter dem dreifachen Druck der Geldnoth, der Pacificfrage, der nur zwischen Verachtung und Mißtrauen schwankenden Chinesenstimmung, nicht an neuen Krieg gegen Rußland. In Reudeck hat die französische Schauspielerin Jeanne Granier, die Guido Hendel wohl aus der Paivazeit kennt, vor dem Kaiser gespielt. Was gehts uns an? Die würdige Dame, vor drei Jahrzehnten die L'Ange der Angot, soll ihre Sache noch sehr gut machen. Hübsche und galante Mädchen, die auf ihre alten Tage Sprecherinnen und Spielerinnen ersten Ranges werden: pariser Spezialität. Berliner: Bäschecommiss, die sich in die Theaterkritik verlaufen haben und bei läppiſchen Anlaß nun Mannesmuth zeigen möchten. Was wir aus dem Munde der Granier und ihrer Leute über Worte Wilhelms erfahren, ist nicht nachprüfbar; es magistral zu beschwähen, gefahrloses Bengelvergnügen. Die Helden sollten lieber erwähnen, daß der Kaiser von deutscher Schauspielkunst fast nur das Allerschlechteste kennt, die Frauen Sorma, Höflich, Lehmann, Durieux, Gysoldt, die Herren Sauer, Baffermann, Reicher und andere Protagonisten nie gesehen hat und den Werth pariser Bretterkönige drum nicht sicherer ermessen kann als Einer, der unsere Großindustrie nicht kennt, den Status amerikanischer Betriebsformen. Gräßlich wirken die Hofjagdberichte, die jetzt wieder täglich in den Zeitungen stehen. Der im Rang Höchste schießt immer am Meisten. Zwei Stück Wild in jeder Minute. „Von allen Lustbarkeiten ist die Jagd die für Fürsten ungeeignestste“, sagt Fritz von Preußen im „Antimachiavell“. Und hat die heute bei Hof beliebte Massenschlächtereier noch irgendwas mit edlem Waidwerk gemein, das ein Kampf menschlicher gegen thierische List sein soll? Jetzt wird das Wild Wochen lang vor der Hofjagd gezähmt, an den Anblick zielender Jäger gewöhnt und schließlich, wenn es glaubt, von dem Stahlrohr, das es so oft auf seinen Leib gerichtet sah, drohe ihm keine Gefahr, in Rudeln vor die Flinte des allerhöchsten Schützen getrieben. Der dann nur loszudrücken braucht. Bald weiß auch jedes Kind, daß der Kaiser eine Fernrohrflinte hat, deren Mechanismus ihm das Jägerhandwerk noch wesentlich erleichtert. Warum also die häßlichen Ziffern öffentlich plakativ? Noch Etwas aus diesem Kapitel. Weil der Kaiser zur

Jagd nach Donaueschingen fuhr, mußten im Gebiet der badischen Staatsbahn fünfzüge ausfallen, für fünfzehn die Abgangszeiten geändert werden. Ungefähr also wie an Tagen ernsthafter Mobilmachung. Dieser Zustand, mit der Straßensperre und der Pserchung der Reisenden in verriegelte Wartesäle, wird nachgerade unerträglich. Wird im Reichstag bei der Haushaltsberatung Einer davon reden? Richtig: der Reichstag. Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg ist zum Zweiten Vicepräsidenten gewählt worden. Weil die Nationalliberalen den Platz, der ihnen gebührte, nicht wollten und weil Lasker'spffigkeit empfahl, einen Centrumsgegner ins Präsidium zu lootsen. Alas, poor Paasche! Der war sicher zur Annahme des Postens bereit und findet den Verzicht gewiß unflug. Welcher Schlaue verzichtet freiwillig auf das Recht, im Rath seiner Gegner zu sitzen? Lahmeyer und Bergmann hätten wohl gern einen Vertrauensmann im Auffichtrath der AGS oder der Koalition Siemens' Schuckert. Doch vielleicht bewahrt die Erkenntniß dieses Fehlers die Nationalliberalen vor schlimmeren. Erni, nach allem als Kolonialdirektor und Vorschuhforderer Erlebten, Reichstagspräsident: das Unbeschreibliche, hier ist es gethan. Graf Stolberg-Bernigerode, Oberlandesgerichtspräsident Spahn, Erbprinz zu Hohenlohe: die Drei thronen nun über den Vertretern des deutschen Volkes. Dessen Regirbarkeit ist und bleibt unübertrefflich.

Vierter Dezember: In Italien ist das Ministerium Giolitti gefallen. Ueber eine Finanzreform, die den Erbtheil schärfer besteuern wollte. Deutschland, England, Italien: der dritte Fall. In London und Rom waren Liberale die schroffsten Gegner der Erbschaftsteuer. Ganz so einfach, wie man uns vorgeredet hat, kann die Sache nicht sein. Der Kapitalist wittert die bequeme Möglichkeit der Vermögenskonfiskation; will den Besitzlosen nicht das Recht zur Verfügung über erworbenes Gut geben. Eigentlich müßte die Bourgeoisie Herrn Dr. Ernst von Heydebrand als ihren Vorkämpfer kränzen. Der hat muthig ausgesprochen, was ihre Massenangst scheu im Busen birgt: Eine Besitzsteuer, deren Höhe ein aus allgemeinem, gleichem Wahlrecht hervorgegangenes Parlament bestimmt, muß, früh oder spät, zur Expropriation der Besitzenden führen. Wer in Italien ans Ruder kommt, kann uns gleichgiltig sein. Je deutlicher die Ablehr vom deutsch-österreichischen Bündniß zum Ausdruck gelangt, desto besser. Der Volksstimmung hat General Affinari die Zunge gelöst. Hoffentlich sieht Herr von Zagow nicht Alles durch die Brille seines hohen Gönners Bülow. Der hat nie ärger geirrt als in der Beurtheilung römischer Tendenzen; ein neuer Beweis für die Berechtigung des bismärckischen Zweifels: Kann der Ehemann einer Ausländerin für die Heimath seiner Frau das richtige Augenmaß haben? Der belgische Leopold, heißt's, gründet Aktien-

gesellschaften, deren Papiere an die Börsen kommen sollen. Scheint, weil er seine kleine Baronin Vaughan allzu munter als Pompadour affichirt, auf dem Thron nicht lange mehr haltbar. Auf dicken Wollsocken umstapft ihn schielend der Menschenschnitt. Dieser Sohn des verruchten Koburgers und der Bürgerkönigstochter ist nicht vom Altagskaliber. Und hat, trotz all seinen Streichen (Cleo war nur in der Legende sein Liebchen), für Belgien ungemein gute Geschäfte gemacht. Der erste modern schillernde Großkaufmann auf einem Thron mußte vielleicht was vom Gauner und was vom lächerlichen Risikofahrer haben. Die ersten hanfischen Sklavenhändler glichen auch nicht Kindergemüthern.

Fünfter Dezember. Die britische Absicht (von der ich vor vierzehn Tagen hier sprach), die Konzession der Suezkanalgesellschaft schon jezt um vierzig Jahre zu verlängern, hat sich im letzten Augenblick als einstweilen unausführbar erwiesen. Abbas Hilmi, der Khedive, hatte verfügt, der Vorschlag der ägyptischen (britischen) Regierung sei der General Assembly zu unterbreiten. Das war ein Fechterkunstgriff. Denn man wußte in Kairo, daß in dieser Nationalversammlung eine Mehrheit für den Plan nicht zu erreichen sein, sondern die Forderung durchgehen werde, den Kanalertrag von 1969 an dem Egypterstaat zu überweisen. Die brüske Ablehnung hätte das Britenprestige am Nil geschmälert. Deshalb ließ England das Projekt schon in der pariser Generalversammlung der Kanalgesellschaft sacht fallen. Die Sache ist bis zum Februar vertagt worden. Vielleicht sitzt dann Lord Lansdowne auf dem Stuhl, von dem aus Sir Edward Grey jezt das British Empire regirt. Und vielleicht kraht man bis dahin Argumente zusammen, denen die Nationalversammlung zugänglich ist. Für die Gewährung des Khalifates könnte Abbas Hilmi immerhin Einiges spendiren. Am Vierzehnten will er nach Mekka und Medina reisen. Den viertägigen Kamelritt, der sonst nöthig war, vermeiden: er nimmt vier Automobile mit und die Straße ist für solche Fahrzeuge hergerichtet. Hamada Pascha, der als Zolldirektor die Eingeweide ägyptischer Verwaltung gesehen und nach den Waffs des Vicelönigs die des Khalifen, als Minister, geleitet hat, ist schon auf dem Weg nach den Heiligen Stätten. Die gehören ja, wie Moscheen und Kirchhöfe, zu seinem Ressort. Wahrscheinlich will er nur die Kaaba umkreisen; nicht etwa den Khedive überwachen. Wer denkt in Konstantinopel daran? Wer träumt in London von dem Wunsch, Eduard, als den Patron eines arabischen Khalifen, zum Grohherrn aller Gläubigen zu machen?

Sechster Dezember: Ein Jammer, daß im Reichstag kein Mensch sich noch zu echter Leidenschaft, zu rechtschaffenem Zorn aufraffen kann. Daß Alle nur wie Advokaten ihre Sache vertreten. Da darf sich Herr Tirpitz hinstellen und reden, als sei auf der kieler Werft im Grunde nichts irgendwie Schlimmes

geschehen. Keiner antwortet, wie sich gebührt. Unterschleife? Davon darf nicht mehr die Rede sein: alle Angeklagten sind ja freigesprochen worden. Nur die Sozialdemokraten lachen den Redner aus. Der mit ernstem Gesicht thut, als sei der Spruch der Jury ein Strafkammerurtheil, dessen Begründung auch die Vertheilungsbeamten als unschuldig erkannt habe. Weiß diese Excellenz nicht, daß Geschworene nach dem Gefühl urtheilen, ihren Spruch niemals motiviren und daß in Kiel die Verurtheilung an der Strähne einer Latenstimme hing? Was konnte der Valbos des Marineamtes von seinem juristischen Refchores erfahren. Die Jurymehrheit mag entweder den Schuldbeweis nicht stark genug gefunden oder gemeint haben, da man die an der Lüderei Hauptschuldigen nicht packen könne, sei es ungerecht, die zufällig Angeklagten nach der Tortur der Untersuchungshaft noch härter zu strafen. Durfte der Herr Staatssekretär deshalb einen so hohen Ton anschlagen? Der Mann, hat Wilhelm oft gesagt, setzt im Reichstag Alles durch. Leider. Und ist im Kreis der Kollegen doch der Bringer des ärgsten Unheils. Seine Schuld ist, daß wir in Kiautschau festsetzen (und aus Ladewigs großem Portemonnaie wirthschaften); daß wir uns nicht längst mit England verständigt haben; daß in unbedächtiger Schnelle gebaut, das Fertige aber, weils an Geld fehlt, nicht in den Zustand der Kriegsbereitschaft gebracht wird; daß zwischen den Terminen der Mannschaftenentlassung und der Rekruteneinstellung ein gefährliches Intervall bleibt; daß Jeder, der seinem System tapfer widerspricht, vom Plag weichen muß (Ball-Baudissin); daß beim Maschinenlauf nicht die Qualität entscheidet, sondern excellentes Privaturtheil; daß wir nicht mehr Unterseeboote haben. Und manches Andere noch. Doch den Reichstag hat er gezähmt. Selbst Herr Erzberger erweist ihm Reverenz.

Siebenter Dezember. Daß in der Thronrede dem Duai d'Orsay gespendete Lob läßt sich nur rechtfertigen, wenn die pariser Herren sich bereiterklärt haben, die vom Sultan Muley Hasid den Brüdern Mannesmann gewährten, von den namhaftesten Staatsrechtslehrern Europas als unbestreitbar gültig anerkannten MinenkonzeSSIONen ohne Chicanirungsversuch endlich wirksam werden zu lassen. Wenn dem Geheimrath Haber befohlen ward, schleunig den Antrag zurückzuziehen, der ein internationales Schiedsgericht nach Lausanne rufen wollte. Wenn Herrn Etienne Klipp und klar gesagt worden ist, an ein Franzosenmonopol, ein französisches Wirthschaftspatronat sei in Marokko nicht zu denken. Würden die westfälischen Patrioten, deren zähe und muthige Arbeit unserer Wirthschaft einen Rechtsanspruch auf Marokko gerettet hat, von den Herren der Wilhelmstraße im Stich gelassen, dann hätte der fünfte Kanzler, der einzig Verantwortliche, sein bisher sauberes Leben mit einer Schmach befleckt, die Deutschlands Volk ihm niemals verzeihen könnte.

Art. *)

Ach bin geneigt, das deutsche Wort „Art“ (die Schwierigkeit seiner Geschichte hat schon Jakob Grimm betont) etymologisch durch das Prinzip der Lehnübersetzung zu erklären; die Herleitungen aus *arare* und aus *ars* befriedigen wohl Niemand, auch die Gelehrten nicht, die solche Verlegenheits-Etymologien buchen. Grimm hat bereits an das slavische *rod* erinnert, das von *roditi* (*gignere*) herkommt; ich möchte nun (ohne Beweis) vermuthen, daß das slavische *rod* entweder (wie *robot* von Arbeit) eine Entlehnung des deutschen Wortes Art ist oder daß sowohl Art als *rod* sehr alte Uebersetzungen des lateinischen *genus* sind. Es kann dabei nicht überraschen, daß Art in der

*) Am zweiundzwanzigsten November ist Fritz Mauthner sechzig Jahre alt geworden. Und ein paar Wochen danach ist (bei Georg Müller in München) die Erste Lieferung seines neuen Werkes erschienen, aus dem hier eine Probe gegeben wird; es trägt den schlichten Titel: „Wörterbuch der Philosophie“ und bringt neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Fortsetzung also und Ergänzung des großen Werkes, das den Begriff „Kritik der Sprache“ so schnell in die Hirne gehämmert hat und an dem auch die Gegner, die Feinde des Ungünstigen, Unbequemen nicht vorüberkamen, ohne in irgendeiner Felle ein Stückchen dieser ungemeinen Gedankenschöpfung mitzunehmen. Eine Ergänzung, die zu hoffen war: der Aufrechte schuldete denen, die ihm dankbar gefolgt waren, eine gründliche Revision des in die Philosophensprache zugelassenen Wörterbestandes; und Alle, die den Mann und das Werk lieben, freuen sich nun, daß er, der jetzt am Bodensee im einsamen Glaserhäusel der Droske lebt, die zur Erfüllung so schwerer Pflicht nötige Kraft sich bewahrt hat. Die „Herkunft des sprachkritischen Gedankens“ hat er am zweiten April 1904 hier geschildert. Und im Vorwort zur Zweiten Auflage seines Werkes gesagt: „Wer Sprachkritik treiben will, ernsthaft und radikal, Den treiben seine Studien unerbittlich zum Nichtwissen. Der Forscher auf kleinem Gebiet muß sich auf die Forschungsergebnisse der Nachbargebiete verlassen. Gerade aber auf die Grundbegriffe, auf die Prinzipien oder Elemente der großen Wissensgebiete ist kein Verlaß. Unbewiesen sind die obersten Gesetze der Mathematik und der Mechanik, der Chemie und der Biologie. Undefinirt sind alle obersten Begriffe. Und mit diesen obersten Sätzen und Begriffen muß die Sprachkritik arbeiten. Daher mag es kommen, daß die Männer, die in ihrer Weltanschauung zuerst sprachkritische Ahnungen äußerten, keine Systematiker waren. Vico und Wilhelm von Humboldt waren keine Systematiker. Der genialische Sprachkritiker Hamann haßte und verachtete die Eitelkeit, gleich Systeme zu machen.“ Ein System also kann Sprachkritik nicht sein: ihrem Wesen nach nicht.“ Ein Systematiker will Mauthner auch nicht scheinen. Ist der Schöpfer dieses mächtigen (nicht philologischen, sondern erkenntnistheoretischen) Werkes darum ein kleinerer Mann als die auf ellenhohen Socken Einhererschreitenden, die so trefflich mit Worten freiten, mit Worten ein System bereiten? Er ist seines Kindes Vater. Und dieses Kind sieht so robust aus, daß man ihm zutrauen darf, es werde manche Philosophensysteme überleben. Lasset Euch von dem nach Lexikographie ziehenden Titel nicht schrecken! Hier spricht ein starkes Hirn; und allen Staub der Bibliotheken, alle Dünste aus den Brustkammern der Kollegenschaft wirbelt der Athem eines reinen, edlen Menschen hinweg, dem der Wille zur Wahrheit eingetrieben ward.

Bedeutung, die uns hier allein interessiert, vielmehr ein Erfag für den terminus species ist als für den terminus genus; denn die termini genus und species werden in den Gemeinsprachen nicht scharf unterschieden; erst künstliche Klassifikationen haben, und erst seit Ray, die logischen Unterschiede von Gattung und Art auch auf die Gruppen der Botanik und Zoologie übertragen. Ich bemerke also nur nebenbei, daß der mittelhochdeutsche und der frühneuhochdeutsche Sprachgebrauch Art für Adel, Geschlecht, Abkunft, Natur setzt und daß unser „artig“, wie es besonders gern im achtzehnten Jahrhundert gebraucht wurde, offenbar an das französische gentil angelehnt worden ist. Art im Sinn von Art und Weise hat seinen Weg von der Bedeutung genommen, die der von Natur entspricht.

Das Begriffspaar γένος und εἶδος bildete sich bei den Griechen, aber erst nach Platon, zu einer strengen Scheidung zwischen dem inhaltärmeren und dem inhaltreicheren Begriff aus; die Logik des Aristoteles arbeitete unaufhörlich mit diesem Schema und die ganze Lehre von der Definition wurde darauf gegründet, daß der Artunterschied zur Gattung hinzuzutreten habe, um die species zu bestimmen. Die Römer nahmen γένος und εἶδος in vielfältiger Anwendung unter die Worte ihrer Gemeinsprache auf, genus als Lehnwort, species als Lehnübersetzung von εἶδος. Auch in der Logik, die man einfach herübernahm, wurde das lateinische Begriffspaar verwendet: genus bedeutete das Allgemeine, species das Besondere; nicht ganz klar wurde erkannt, daß beide Begriffe ihrem Wesen nach relativ waren, eigentlich korrelativ, und daß sie sofort konventionell wurden, willkürlich gesetzt, sobald man das abstrakte Gebiet der Logik verließ und bestimmte Naturgruppen Gattungen, engere Gruppen Arten nannte. Im Verhältniß der beiden Gruppen zu einander behielt das Begriffspaar seinen guten alten relativen Sinn; nannte man aber eine Gruppe genügend ähnlicher Individuen eine Art an sich, so hatte man die logische Terminologie verlassen und mußte eine neue Definition für den neuen Artbegriff suchen. Man suchte mehrere Jahrhunderte lang, immer vergebens, weil die Gemeinsprachen niemals darauf ausgegangen waren, eine ordentliche Klassifikation der Thiere und Pflanzen vorzunehmen, und weil, als in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das System der Natur klassifikatorisch in Angriff genommen wurde, besonders durch Vinné, die doppelte Namensgebung zwar der Ordnungsreihe zu Hilfe kam, eine natürliche Methode aber fehlte, die artunterscheidenden Merkmale zu bestimmen. Man gelangte eingestandenenermaßen nur zu einem künstlichen System der Natur. Das galt für das ganze System der Gattungen, Ordnungen, Familien und Arten. Diese künstlichen Systeme sollen in ihrem Werth für die Orientirung nicht unterschätzt werden; ein ordentliches Register gehört zu jeder wissenschaftlichen Thätigkeit, erst recht zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit. Es giebt keine Sprache der Welt, die für alle (mehr als hunderttausend) Insektenmarken besondere

Namen hätte, keine, die auch nur alle zweitausend Arten der Säugethiere besonders nennen könnte. Wie wir keine Sprache hätten, wenn unsere Sinne mikroskopisch genau arbeiteten und unser Gedächtniß jeden Eindruck genau buchte, auf jeden mikroskopischen Unterschied achtete, so hätten wir keine Orientierung ohne ein Register der Natur. Darum besitzt auch der Spezialforscher so selten ein lebendiges Wissen von seiner Wissenschaft; im besten Fall ist er ihr lebendiges Register. Das heißt: er selbst ist lebendig, das Register führt aber auch er in einer toten Sprache.

Was nun aber die Arten insbesondere betrifft, so stand man, wie gesagt, vor der Schwierigkeit, den Artbegriff so zu definiren, daß er nicht mehr relativ war, daß er nicht auf Varietäten mitbezogen werden konnte. Man ging von der Gemeinsprache aus. Die nannte den Pudel einen Hund, das Windspiel einen Hund, hatte dagegen für Pferd und Esel besondere Artnamen, trotzdem (das Beispiel ist von Buffon entlehnt und nicht von einem Laien gewählt) Pferd und Esel einander ähnlicher sind als Pudel und Windspiel. In der Zeit vor Darwin einigte man sich endlich darauf, den Artbegriff nur auf Organismen anzuwenden (die Kristalle schloß und schließt man aus) und alle solche und nur solche Individuen unter einer Art (man sagte auch: gute Art) zu verstehen, die einander ähnlich waren und sich unter einander fortpflanzen konnten. Die entschiedenen Sätze Buffons wird man heute mit Staunen lesen: *L'espèce est un mot abstrait et général dont la chose n'existe qu'en considérant la nature dans la succession des temps et dans la destruction constante et le renouvellement tout aussi constant des êtres . . . On pourrait même dire que ces intervalles entre les espèces sont les plus égaux et les moins variables de tous, puisqu'on peut toujours tirer une ligne de séparation entre deux espèces . . . Ce point est le plus fixe que nous ayons en histoire naturelle.* (Histoire Naturelle, vierter Theil.)

Was hat sich nun an unserem Artbegriff dadurch geändert, daß Darwin 1859 in seinem Buch *Origin of Species* lehrte, die Entstehung der Arten sei besser als durch die biblische Schöpfungsgeschichte zu erklären durch die Variabilität der Arten, die Anpassung (die schon Lamarck gelehrt hatte), durch den Kampf ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl? Ich glaube, es hat sich an unserem Artbegriff nichts verändert, trotzdem ich die wahrhaft grundstürzende Bedeutung des Darwinismus für unsere Weltanschauung, namentlich für die Vorstellung von der Zweckmäßigkeit der Organismen, nicht verkenne. Wenn es freilich nach Haeckel ginge und nach den kleineren Bezirksrednern des Darwinismus, dann wäre der Stammbaum vom Menschen bis zu der Monere hinauf hergestellt, dann wäre der Artbegriff durch Darwin aufgehoben, dann bildete eine endlose Reihe unmerklicher Uebergänge die Familie Monere-Mensch, dann wären die Intervalle zwischen den Arten verschwunden und man könnte von diesem

Weltbild, wie in der Musik von einer endlosen Tonleiter ohne Intervalle, sagen: Der Wolf heult. Aber Dem ist nicht so. Und just die freisten Naturforscher (von den bibelgläubigen Begnern Darwins rede ich nicht) zweifeln schon lange an der Wahrheit des Darwinismus, nicht an der Großartigkeit von Darwins Hypothese.

Die Frage, warum der Artbegriff in gewissem Sinn berechtigt sei, warum und das Bild der Art überall wieder entgegentritt, nicht aber eine Unendlichkeit von Einzelformen, die nach allen Richtungen hin mit einander zusammenhängen, hat ein so getreuer, freilich aber auch durchaus ehrlicher Darwinist wie Weismann stellen zu müssen geglaubt; und er hat sie nicht ausreichend beantwortet, wenn auch die neuere Hypothese vom Kampf der Theile im Organismus, der Intraselktion, die korrelativen Abänderungen erklären hilft und die Vorstellung befestigt, daß bestimmte Summen von Variationen in einem einzigen Organismus lebensfähig sind, andere nicht. Offenbar steckt aber noch etwas Anderes dahinter, daß es Arten giebt, daß winzige Aenderungen, von denen keine einzige zweckdienlich ist, sich zu zweckmäßigen Organbildungen summiren, daß es Leben auf der Erde giebt. Wir kennen die Lösung des Räthfels wirklich nicht; nicht nach Darwin und nicht einmal nach Haeckel. Haeckels „Entwickelungskraft“ ist nur ein Wort mehr, und noch dazu ein veraltetes, das nicht mehr hätte gewagt werden dürfen in einer Zeit, die in dem Worte Gravitation nicht mehr eine Erklärung des newtonischen Weltgesetzes sieht, sondern nur noch einen willkürlichen Namen. Was ist nun das Richtige, das auch diesem Gedanken (so fragt Weismann) zu Grunde liegt? Dem Gedanken, daß die Art trotz ihrem zufälligen Entstehen ein innerlich Bedingtes sei?

De Vries hat außer prachtvollen Beobachtungen (an Pflanzen, weshalb die Zoologen mit ihrer etwas anderen Sprache ihn nicht ganz verstehen) auch ein neues Wort zur Verfügung: nicht allmähliche Variation, sondern sprunghafte Mutation schafft die Arten; und die Mutationen haben die Tendenz, gute Arten zu züchten. Der Vorstoß, den De Vries gegen den dogmatisch gewordenen Darwinismus unternahm (nicht gegen Darwins Forschungsmethode), ist ernst zu nehmen. „Arten entstehen nicht durch den Kampf ums Dasein, sondern sie vergehen durch ihn.“ Und durch Variationen, durch die Auslese werden höchstens Rassen gezüchtet, die immer wieder nach ihrer Stammart zurückzuschlagen trachten, nicht konstante Arten. Wieder hat Weismann ganz Recht, wenn er der strengen Scheidung zwischen Variationen und Mutationen entgegenhält, daß diese begriffliche Distinktion für den Entdecker der neuen Thatsachen nützlich und nothwendig gewesen sei, daß wir aber auch Summirungen von Anpassungen kennen. Und sehr hübsch ist Weismanns Abweisung der Forderung, daß auch künstliche Züchtung zu konstanten Arten führen sollte, durch die Frage, ob den Arten nützlich sei, was den züchtenden Menschen nützlich

scheine. „Was nützt es der Zuckerrübe, daß ihr Zuckergehalt aufs Doppelte wächst, oder dem anderbeder Hafer, daß er von dem Menschen hochgeschätzt wird?“

Die Frage aber, was sich seit der Herrschaft des Darwinismus an unserem Artbegriff geändert habe, die Frage, warum uns die Arten trotz dem Glauben an ihr zufälliges Entstehen nach wie vor als etwas innerlich Bedingtes erscheinen, diese Frage der Weltanschauung wäre auch dann nicht beantwortet, wenn zwischen der Variation von Darwin und der Mutation von De Vries bereits eine Entscheidung getroffen wäre. Der Unterschied dieser beiden Anschauungen läuft nur darauf hinaus, daß die Evolutionisten den Grundsatz aufgestellt haben: *Natura non facit saltus*; daß De Vries (sicherlich mit Recht) diesen Grundsatz nicht durchaus zugeben will; die Evolution kam von der Geologie her, die endlich gelernt hatte, die biblische Katastrophenlehre zu corrigiren, aber doch nicht leugnen wird, daß es neben der allmählichen Aenderung der Erdrinde auch Katastrophen giebt.

Es ist etwas ganz Anderes, ob man nach der Entstehung der Arten fragt oder nach ihrem Bestehen. Darin liegt der Widerspruch: und der Widerspruch steckt, wie immer, in der Sprache, in den Worten. Hätte Darwin seinen unbestechlichen Scharfblick auf diese Gedankentriebe richten können, so hätte er den Widerspruch im Titel seines grundlegenden Werkes erkennen müssen. *Origin of Species*; die Tendenz des ganzen Buches ist darauf gerichtet, den Artbegriff zu vernichten, und wenn er ein konsequenter deutscher Darwinist gewesen wäre und lärmende Bächtertitel geliebt hätte, so hätte er den Titel wählen können: Das Ende der Arten; er fand aber die Arten mit ihren Intervallen in der Wirklichkeit vor, wie jeder unbeirrte Blick, und wollte mit seiner Lebensarbeit die Einheit der Typen, gewisse Ähnlichkeiten von Klassen und Familien aus der Blutsverwandtschaft der Arten erklären. Er hätte pedantisch sagen müssen: Ursprung der Ähnlichkeit der Arten.

Ganz pedantisch scheint mir dieser Hinweis denn doch nicht. Ja wiederhole, daß die Termini Gattung und Art vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an erst konsequent auf die Klassifikation von Thieren und Pflanzen angewandt worden sind. Man hat sich durch die Herkunft aus der Logik täuschen lassen und geglaubt, der biologische Artbegriff sei eben so fest definiert wie der logische. Das war falsch. Der logische Begriff *species* ist seinem Wesen nach *relatio*; die Arten der Zoologie und Botanik wurden dadurch nicht *relatio*, daß der Glaube an ihre Konstanz nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Nur in seiner logischen Verwendung ist der Artbegriff der Thiere und Pflanzen *relatio*, insofern man ihn den höheren Begriffen Klasse, Familie und so weiter unterordnen, den Begriffen Abart, Individuum überordnen muß. Hier hat die logische Regel vom Inhalt der Begriffe ihre strenge Anwendung. Sieht man aber auf den Umfang einer Art, so verlassen wir

die Logik; und gerade die Untersuchungen der Darwinisten haben dazu beigetragen, die Definition der Art ins Schwanken zu bringen.

Nicht aber so eindeutig zu ändern, daß nun eine neue und bessere Definition zu Stande gekommen wäre. Es giebt Arten, die in erstaunlicher Weise variiren, wie Tauben und Hunde; es giebt andere fast konstante Arten. Schon Lange („Geschichte des Materialismus“) hat bemerkt, daß der Speziesbegriff sich als ein Produkt derjenigen Zeiten enthüllt, in welchen die Aufmerksamkeit des Menschen vorwiegend auf die großen und höher organisirten Geschöpfe gerichtet war und in welchem man das Mikroskop noch nicht kannte. „Heutzutage paßt dies ganze Reß nur noch am oberen Ende der Thierreihe, und je mehr man nach unten steigt, desto mehr wird der Forscher in Verlegenheit gesetzt. . . . Hätte der Mensch sein Studium der Naturwesen mit den niederen Thieren begonnen, so würde der von Menschen so heilig gehaltene Begriff der species wohl niemals entstanden sein.“ Mit den Worten „höher organisirt“ hat Lange sich wohl verhauen; wir wissen nicht, wie hoch, also wie komplex die Insekten, die Schnecken, die früher so genannten Infusionsthierchen organisirt sind. Aber in der Sache hat er schon Recht. Wir haben für die ähnlichen Gruppen von Thier- und Pflanzenindividuen aus uralter Zeit Namen überkommen und diesen Namen hat man sich gewöhnt den Artcharakter beizulegen; Forschung ohne unmittelbaren Nutzen und die Ordnungsliebe der Klassifikation haben unzählige neue Namen hinzugefügt, die nicht der Gemeinsprache angehören, die aber vermeintlich eben so den Artcharakter trugen. Man hatte eine feste Definition der Art. Als nun der Generationenwechsel beobachtet wurde und die Variation bis zur Unähnlichkeit, als gar die Deszendenzlehre, also die Blutsverwandtschaft aller Organismen, als Dogma auftrat, da konnte man die alten und die neuen Namen für den praktischen Ueberblick beibehalten, aber die Namen hatten ihren Artcharakter verloren, weil man die Art nicht mehr definiren konnte. Kein Merkmal paßte mehr auf alle Arten. Die artvernichtende Deszendenzlehre und die artbildende Sprache, die ordentliche Logik und die unordentliche Natur decken einander nicht mehr. Die Deszendenzlehre ist nur eine logische Forderung, sonst nichts. Die Logik ist immer sauber und nett; die Sprache ist (man verstehe nur richtig) unsauber wie die Natur. Nur daß Sauberkeit, wenn man nicht an die des eigenen Körpers denkt, ein freches Menschenwort ist. Und Sprache ist immer, wie Religion, ein veraltendes oder veraltetes Wissen; die besten und kühnsten wissenschaftlichen Hypothesen sind Sehnsüchte nach einem kommenden Wissen; darum paßt die Sprache niemals zu den Einsichten oder Ahnungen der bahnbrechenden Forscher.

So Etwas mag Goethe vorgeschwebt haben, da er, über achtzig Jahre alt, zu dem Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire in einem

ergreifend schönen Aufsatz Stellung nahm, den Ausdruck *unité du plan* durch den besseren *unité du type* ersetzt wissen wollte und kurz vorher den Umstand bescheidenlich aufzuklären sucht, wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei französischen Vorträgen zu bedeutenden Irrungen Veranlassung giebt, den Streit unklar und verworren macht. „Man glaubt, in reiner Prosa zu reden, und man spricht schon tropisch; den Tropus wendet Einer anders an als der Andere, führt ihn in verwandtem Sinn weiter und es wird der Streit unendlich und das Räthsel unauslösllich.“

Wenn ich wagen dürfte, über diese Kritik des Artbegriffes hinauszugehen, über den Nachweis, daß die Arten etwas ganz Anderes seien in der Wirklichkeit als in der Sprache, anders in der Natur als in der Logik, so müßte ich vorerst daran erinnern, was ich (in der „Kritik der Sprache“) über die Fehler des Gedächtnisses als über eine wesentliche Eigenschaft des Gedächtnisses gesagt habe. Auch die biologische Vererbung kann aufgefaßt werden als das Gedächtniß der Organismen. Wenn nun die Mangelhaftigkeit eine wesentliche Eigenschaft auch des biologischen Gedächtnisses wäre, dann wäre vielleicht die eine Hälfte des Wunders erklärt, daß nämlich die Kinder den Eltern niemals völlig gleichen, daß die Arten variiren. Und weil das psychologische Gedächtniß mit eben so wesentlicher Mangelhaftigkeit Aehnliches gleich findet, Variationen unter einem einzigen Namen merkt, darum ist es begreiflich, daß die Arten der Sprache und die Arten der Natur wieder *à peu près* zusammenstimmen.

Könnten wir unabhängig von Zeit und Raum, unabhängig also vom *principium individuationis*, alle die unzähligen Pflanzengebilde, die nach der Deszendenzlehre aus einem Keim entstanden sein sollen, auch in einer einzigen Pflanze zusammensehen, in einem Weltenstammbaum (fast unmöglich läßt sich die Phantasie für das Thierreich durchführen), dann wären möglicher Weise an diesem Märchenbaum alle niedersten und alle höchsten, alle ältesten und alle jüngsten Moose und Flechten und Gräser und Sträucher zugleich zu betrachten und nachbarlich so geordnet, daß leise Uebergänge zu den abenteuerlichsten Gegensätzen führten. (Oder man könnte sich auch, statt eines Weltenstammbaumes, wenn mehrere Ursprünge beliebt würden, um das Verschwinden paläontologischer Arten und die Existenz primitiver Arten zu erklären, gleich einen Wald von niederen und hohen, von lebendigen und von versteinerten Stammbäumen vorstellen, wie es Straßburger einmal vorschlug.) Ich fürchte aber, unser wesentlich falsches Gedächtniß würde auch an diesem einzigen Weltenstammbaum immer noch Arten unterscheiden, um sich zurechtfinden zu können. Die Vögel und die Insekten würden die Zweige nach Arten wählen. Und wer weiß, ob nicht auch die Säfte des Weltenbaumes den einzelnen Theilen so zufließen würden, als ob es Arten gäbe und Intervalle zwischen ihnen.

Weersburg am Bodensee.

Fritz Rauthner.

Demoliren und Fälschen.

Von allen Seiten werden die lieben kleinen altwienner Häuser bedrängt. Von der Stadt her dringen die Zinskasernen immer weiter vor, von der Peripherie herein schieben die Spekulantbauten, dazwischen eingekleist stehen noch da und dort, vereinzelt oder in Reihen, entzückend altmodische Reste kleinbürgerlicher Vergangenheit und die Landsitze der hochadeligen Herren sind längst zu Stadthäusern geworden; kaum können sie sich durch ihre alten Gärten die zu bringliche Großstadt vom Leibe halten. Die ästhetischen Werthe der vormärzlichen Bürgerhäuser gelten nicht mehr. Wer heute noch sein Häuschen in der Vorstadt stehen läßt, thut Das kaum aus konservativer Liebe zum ererbten Besitz. Er zeigt nur, daß er warten kann, bis der Grundwerth noch mehr gestiegen ist. Wenn dann so ein guter, ehrlicher Hausbesitzer sagt: Liebe Freunde, es ist ja schade um das liebe alte Häusl, aber etliche Tausender sind auch eine schöne Sache, so ist Das wenigstens aufrichtig gesprochen und man kann dagegen nichts einwenden. Da bleibt nur noch Eins zu wünschen: daß an die Stelle des alten ein wirklich modernes, anständiges Gebäude komme.

Fromme Wünsche. Was an der schönen Stadt von Bauherren und Baumeistern gesündigt wird, ist kaum zu beschreiben. Angelegenter Eklektizismus aus längst historisch gewordenen Stilen feiert in unseren Straßen fröhliche Hochzeit mit mißverstandener Moderne und gebiert Ungeheuerlichkeiten von komischen Bastarden, über die man Wochen lang lachen könnte, ginge die Verwüstung der alten Stadtbilder nicht gar so konsequent weiter. In der Provinz giebt es einen schönen Brauch: reißt man dort ein altes Haus ein, das eine Heiligenstatue oder einen ähnlichen Schmutz trägt, dann pflegt man (nicht aus ästhetischen Ueberlegungen, sondern aus reiner Pietät) die alten Bildwerke in den Neubau einzufügen, manchmal mit, manchmal ohne Geschmaack und Erfolg. Statt in die Kumpfkammer, auf den Schutthaufen oder zum Trödler zu wandern, bleiben so manche gute Stücke heimischer Kunstweise erhalten. In den Vorstädten Wiens sind die alten Häuser mit figuralem und ähnlichem Dekor fast alle in absehbarer Zeit dem Untergang verfallen. Aber man wird kaum viele Beispiele dafür finden, daß man sich da um die Konservirung der Heiligenbilder und anderen Pierden bekümmere. Und doch müßte einem geschickten Architekten leicht fallen, was dem Provinzbaumeister wenig Sorgen bereitet: an geeigneter Stelle die alten Schmuckstücke diskret zu verwerthen.

In Wien haben die offiziellen Stadtverschönerer ein anderes System erfunden. Das Prinzip heißt: Demoliren und Fälschen. Wer wagt, für die Erhaltung eines alten Stadtbildes ein Wort zu sagen, wird als „Feind moderner Entwicklung“ verlacht und muß sich gefallen lassen, daß man ihm jedes „Verständniß für moderne Verkehrsnothwendigkeiten“ abspricht. Wenn

man das maßlose Geschwätz gehört hat, das die Demolirung des alten Kriegsministeriums am „Hof“ vertheidigen wollte, hätte man wirklich glauben mögen, die Rücksichtung eines schönen historischen Plakbildes komme wenigstens von dem Bestreben, den Intentionen zeitgemäßer neuer Baukunst Raum zu schaffen. Das Ergebniß der Konkurrenz für die Umgestaltung hat uns schon eines Besseren belehrt: Das alte Gebäude hat gar keinen Kunstwerth, haben die Herrschaften gesagt und dann den ersten Preis für den projektirten Neubau einem Entwurf gegeben, der eine lächerliche verkleinerte Nachbildung des angeblich werthlosen Hauses will. Wem soll mit dieser Fälschung gedient sein? Sollen die Wiener von heute glauben, an dem Plak sei nichts geändert worden? Sollen kommende Generationen die kaiserlich königlich bauräthliche Phantasiemannerei als Repräsentation der architektonischen Leistungen von 1909 ansehen?

Und schon wieder soll ein Bauwerk demolirt werden und man will uns für den Verlust durch einen „Neubau im alten Stil“ entschädigen. Das Maria Theresia-Schlöß in der Döblinger Hofzeile ist von der Rothchildstiftung erworben worden. Eine Adaptirung für die Zwecke des Institutes sei nicht möglich, heißt es. Also: her mit der Spitzhaue und frisch draußlos demolirt! Ob man das reizende kleine Lustschloß nicht auf andere Art der Stiftung dienstbar machen könnte, scheint gar nicht erwogen worden zu sein. Das Haus ist freilich in desolatem Zustand, und wenn man durch die Räume geht, die einst so fröhliche Tage und Feste gesehen haben, kann man das Gruseln lernen. Aber nicht der berühmte „Zahn der Zeit“ hat die Zerstörung verschuldet: Das haben nur die Restaurirungs- und Verschönerungsarbeiten gethan; und es ist doch immer noch so viel von der ursprünglichen Anlage erhalten geblieben, daß gar kein Grund für die gänzliche Vernichtung gefunden werden kann.

Muß aber schon demolirt sein, dann soll man uns wenigstens mit den verlogenen Kopien leichtsinnig geopferter Kunstwerke verschonen und lieber eingestehen, daß man für die ästhetischen und historischen Werthe des Alten kein Verständniß hat, und soll unsere Architekten auf ihre Art bauen lassen. Die „Rücksichtnahme auf die architektonische Umgebung“, wie man sie auch für den Neubau „am Hof“ verlangt hat, ist eine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts und ein beschämendes Bekenntniß der eigenen Minderwerthigkeit. Aus dem Phrasenhaften ins Deutliche übersezt, heißt die „Rücksichtnahme“: „Was wir selber bauen, ist im Allgemeinen immer ordinär und lächerlich; hier, in der Nachbarschaft einer werthvolleren Epoche künstlerischen Schaffens, muß man Muth geben, um sich nicht gar zu arg zu blamiren.“ Wirkliche Kunstwerthe haben noch immer zusammengestimmt und keinem Baumeister vergangener Jahrhunderte ist eingefallen, nach rechts und links zu schielen, von da und dort Motive zu stehlen, um sein Werk dem Ganzen anzupassen.

Wir haben in Wien ein Schulbeispiel dafür: den Minoritenplatz. Als

um die Wende des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts Fürst Hans Adam Liechtenstein sein Stadtpalais bauen ließ, hat der Architekt gewiß nicht einen Augenblick daran gedacht, daß sein wiener Barock mit der Gothik der Kirche nicht harmoniren werde. Ihm ist sicher nur darum zu thun gewesen, selbst etwas Gutes zu bieten; und Das hat dann schon verträgliche Nachbarschaft gegeben. Auch die Palais Dietrichstein und Starhemberg (jezt Unterrichtsministerium) sind ohne Rücksicht auf die Kirche entstanden; und die in ihrer einfachen Bediegenheit noble Fassade des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, das auch ohne historisirende Reminiscenzen und Spiegelungen des gothischen Vis-à-vis als selbständiger moderner Bau aufgeführt wurde, stört die architektonische Symphonie durchaus nicht. Einen Mißklang hat erst der „stilgetreue“ Anbau zur Kirche gebracht, die Fälschung aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Als es sich um die Restauration des alten Königsschlusses am Wawel handelte, schrieb der Professor der Kunstgeschichte an der wiener Universität Dr. Max Doörfl: „Als Fälschungen sehen wir heute alle historisirenden Ergänzungen und Erneuerungen an, als Fälschungen, die das Verlorene nicht ersetzen können, das Erhaltene aber entwerthen, wie falsche Ahnenbilder eine Ahnengalerie oder moderne Interpolationen ein altes Dokument. Nur eine Zeit, in der das Verständniß für die künstlerischen Qualitäten des architektonischen Schaffens so tief gesunken ist, daß die Baukunst mit technischem und antiquarischem Wissen identifizirt wurde, konnte der Meinung sein, daß aus der Alchemistentube der Alterthumsforscher und Restauratoren die alten Bauwerke in der Gestalt wieder hervorgehen können, in der sie ursprünglich geschaffen wurden. Und so erscheinen uns auch heute die modernen Nachbildungen alter Bauten, mögen sie sich auch überall auf alte Belege und Vorbilder stützen, ja, je treuer sie sind, um so mehr, als inhaltlose Gemeinplätze, als Skelette, denen es am Leben mangelt, sowohl an dem der Vergangenheit als an dem der Gegenwart, und die, mögen sie noch so sehr historisch richtig erfunden sein, sich ähnlich zur Vergangenheit verhalten wie die Wachfiguren eines Panoptikums zur Kunst und Natur.“ Sollte diese Erkenntniß wirklich auf den Kreis der Kunstgelehrten beschränkt geblieben sein? Es wäre denn doch an der Zeit, daß unsere jungen Architekten vom Zwang der durch staatliche Titel beglaubigten Rückständigkeit befreit würden und wirklich „modern“ bauen dürften. Ob die paar ernst zu nehmenden Baukünstler schon den Höhepunkt des Erstrebenswerthen erreicht haben oder ob sie bei der starken Betonung des „Zweckmäßigen“ die phantasievolle Gestaltung noch etwas vernachlässigen, ist da vollkommen gleichgiltig. Jedenfalls suchen sie einen neuen Weg und die geringste ihrer Leistungen enthält mehr Entwicklungsmöglichkeiten als die künstlich ernährte, altersschwache Traditionmeierei, die man bei uns noch immer wie ein kostbares Erbe hüten zu müssen glaubt.

Wien.

Dr. Victor Fleischer.



Anzeigen.

Philosophie als Grundwissenschaft. Kesseltinsche Hofbuchhandlung in Frankfurt a./M. und Leipzig. 9 Mark.

Die Weltfrage hat von je her und an erster Stelle die Wissenschaft beschäftigt. Die Geschichte der Philosophie überliefert uns mannichfache Versuche, dieser Frage eine befriedigende, endgültige Antwort zu finden: der eine aber steht gegen den anderen, der eine löst den anderen ab, um selbst wieder einem dritten den Platz zu räumen. So bietet die Geschichte ein buntes, bewegtes Bild von „Weltanschauungen“, von denen freilich keine auch nur in ihren Grundlinien eine allseitig anerkannte Antwort auf die Weltfrage zu sein sich rühmen kann. Diese Tatsache hat seit vielen Jahrzehnten die Meinung gezeitigt, es sei das Schicksal der Philosophie, daß die Antwort auf die Weltfrage eben nicht nur von der Welt, die unter Frage steht, sondern immer auch von der Eigenart des Fragenden abhängt, und man ist wohl geneigt, dem Wort Nichts Recht zu geben: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist.“ Daraus mag auch das Interesse verständlich werden, daß die jüngstvergangenen Zeiten und noch die Gegenwart an der Geschichte der Philosophie zeigen, so daß vielfach die Beschäftigung mit der Philosophie aufzugehen scheint in der Beschäftigung mit den Philosophen aus der Geschichte als typischen Vertretern einer besonderen Antwort. Statt also die Welt und somit den Gegenstand selbst zu fragen, findet man sein Genügen darin, die Philosophen nach ihren Antworten zu fragen und sich in diese Antworten zu vertiefen. Aber mit Weidern ist der Philosophie als Wissenschaft nicht gedient, denn als solche fordert sie sowohl fortschreitende stetige Entwicklung (und nicht ein Stehenbleiben bei einem Posten in der Geschichte) als auch ein allseitig Anerkanntes zum gemeinsamen Boden für Alle, die der Philosophie weiter zu dienen beflissen sind.

Run hat allerdings anscheinend die Gegenwart schon in einem Punkt den gemeinsamen Boden in der Weltfrage gewonnen, dank dem Studium der Geschichte der Philosophie, dank insbesondere dem Einfluß Humes und Kants: die Philosophie der Gegenwart steht durchweg im Zeichen des Phänomenalismus. Aber gerade dieser ist es, der die Philosophie um allen Kredit in der Weltfrage zu bringen und als Wissenschaft außer Ruch zu setzen droht. Wir sehen darum auch, seit die phänomenalistische „Weltanschauung“ in der Philosophie Trumpf ist, wie die anderen Wissenschaften die Fühlung mit der Philosophie verlieren und, je mehr sie selbst eine sichere Wohnstätte in der Welt gefunden haben, um so weiter von der phänomenalistisch gezeichneten Philosophie abdrücken, die selbst zwar der Meinung lebt, daß sie der Welt erst mit dem Phänomenalismus die wissenschaftlich sicheren Widerlager beschafft habe, tatsächlich aber die Welt in ihrer Wirklichkeit herabsetzt und zur „Erscheinung“, ja, zu einem „Schein“ herabdrückt. Schwer liegt der Phänomenalismus auf der Philosophie mit seiner Gefolgschaft, dem Relativismus und dem Subjektivismus. So lange jener aber die Philosophie beherrscht, wird dieser die Bodenständigkeit mangeln, ohne die ein wissenschaftliches Unternehmen schlechterdings nicht zu einem wissenschaftlich genügenden Ergebnis kommen kann und der sich daher auch alle Fachwissenschaften der Gegenwart ohne Ausnahme rühmen dürfen; sie alle sind in der That bodenständig.

Eine Wissenschaft, also ein auf fraglose Klarheit seines Gegenstandes ab-

zielendes Unternehmen, ist aber bodenständig, wenn der Gegenstand aus sich selbst seine Erklärung findet. Die phänomenalistische Philosophie sucht dagegen die Welt schlechtweg aus Anderem, das dieser „zu Grunde liege“, zu erklären; die nicht bodenständige „Erklärung“ ist aber stets eine Dichtung: und mit dieser hat die Weltkenntnis nichts zu thun. Will die Philosophie bodenständig und somit aussichtslosste Wissenschaft sein, so muß sie dem Phänomenalismus und seinem Gefolge den Abschied geben; will sie, wie die anderen Wissenschaften alle, zur Weltkenntnis führen, so muß sie der Weltdeutung klipp und klar entsagen, so muß sie ihren Gegenstand allein nach ihm selbst fragen und von ihm allein sich belehren lassen, nicht aber ihn zu belehren suchen und meinen, sie könne in die Welt einführen, indem sie aus ihr herausführe. Die bodenständige Philosophie ist, wie jede andere Wissenschaft, an ihren Gegenstand gebunden und in ihm allein verankert: der Versuch einer solchen soll diese „Philosophie als Grundwissenschaft“ sein.

Greifswald.

Professor Dr. Johannes Rehmke.



Anregungen. Gesammelte Studien und Vorträge vom Dr. P. Expebitus Schmidt D. F. W. München, Stzold & Co.

Es war am vierundzwanzigsten Mai 1908. Da saßen wir Alle in dichtgebrängter Menge, an einem schönen Sonntagmorgen, im hüsselborfer Schauspielhaus zusammen. Es galt, die Ibsenfestspiele, die von nun ab jedes Jahr zu Ehren des Großen von Skien stattfinden sollten, mit einem Vortrag einzuleiten. Aber trotz diesem erhabenen Zweck war es doch noch etwas Anderes, das unser liebes Schauspielhaus bis auf den letzten Platz füllte und die Aufmerksamkeit erregte. Aller Augen hingen an dem tiefgrünen Friesvorhang, der die Bühne vollständig vom Zuschauerraum abschloß. Vor ihm war ein Rednerpult, über dem verdeckten Orchester aufgebaut. Das war gegen die übliche Sitte, wonach jeder Redner bei solchen Rätineen stets von der Bühne herab spricht. Heute aber war mit dieser Regel gebrochen; und schon diese Maßnahme ließ auf etwas Außergewöhnliches schließen. Die Bühne war vollständig ausgeschaltet, man befand sich in einem Riesenaal, dessen lichte Farben den tiefschwarzen Abschluß wirksam hoben. Wer würde wohl kommen, um von diesem fangelsähnlichen Pult aus zu uns zu sprechen? Zwölff. Das bekannte Klingelzeichen erschallte, in kurzen Absätzen, zu dreien Malen. Eine Erwartungshille legte sich über Parquet, Logen und Galerie. Da trat mit lächelndem Gruß ein Franziskanerpater im braunen Habit aus dem Vorhang und bestieg unter rauschendem Beifall das Pult. Es war nicht etwa Jemand in Franziskanertracht, was bei Theaterveranstaltungen immerhin angenommen werden konnte, nein: es war ein leidenschaftiger Sohn des Heiligen Armen von Assisi, angezogen mit der rauhen Kutte, der da vor uns stand. Und dieser Franziskaner sprach zu uns über Ibsen! Er rebete lange, länger als die vorgeschriebene Zeit, und doch hätten wir freudig seiner sonoren Stimme noch weiter gelauscht; denn was er uns über den großen Frager erzählte, wie er Ibsen nannte, Das war von unaufhaltam fesseln-der Art. Man sah Ibsen plötzlich in ganz anderem Licht, man fühlte sich ihm verwandt, man begriff, warum er gerade die und jene schicksalsschwere Frage an die menschliche Gesellschaft richten mußte. Und außerdem, ob wir nun Gläubige oder Ungläubige, Katholiken oder Protestanten waren: Jeder von uns hatte Etwas

erhalten, das noch köstlicher war als sogar der Vortrag dieses hinreißenden Sprechers, der geboren ist, um vom Rednerpult herab zu wirken. Wir hatten, von seinem Hauberstab gelenkt, über Ibsens Fragen und den Frager selbst nachgedacht. Wir hatten versucht, uns ein eigenes Urtheil zu bilden, wir waren angeregt worden. Solcher Anregungen bringt Dr. B. Eysenbitus Schmidt viele in seinen Vorträgen, bei denen sich Menschen jeden Bekenntnisses um den braunen Kuttelmann schaaren, der sich vorgenommen hat, so viel an ihm ist, dazu beizutragen, daß der kassende Abgrund ein Wenig überbrückt werde, der den katholischen vom protestantischen Volkstheil bei uns scheidet. Er hat diese Anregungen jetzt in einem Buch gleichen Titels gesammelt und bietet sie den Deutschen dar. Greift zu und nimm! Ich glaube, es wird Keinen gereuen. Jeder findet eine Fülle an neuen Ausblicken darin. Es wird über gar Vieles in den „Anregungen“ geredet, immer von den Gesichtspunkten einer großen, einheitlichen Weltanschauung heraus, die Alles wie von hoher Warte betrachten läßt. Ich möchte hier nur die herrliche Rede über Eichenborn hervorheben, die tiefen Gedanken über Goethes Faust und das Neuenotiv im Faust, vor Allem aber auf die Ibsenanregungen hinweisen, wenn ich die Reden und Aufsätze dieses begeisterten Ibsenforschers über sein Lieblingsthemata so nennen darf. Darin liegt ja der Schwerpunkt des Buches, um so mehr, als gerade wegen dieser Kenntniß und Bewunderung Ibsens der Verfasser so manche Schwierigkeit und so manches Mißverstehen bei Menschen zu erdulden hat, die nicht begreifen können, daß Einer seines Berufes sich gerade für den großen Frager von Eken begeistert könne, und übersehen, daß die Fragen, die Ibsen stellt, im Grunde gar nicht so verschieden sind von den Fragen, die der heilige Franziskus gestellt hat. Denn wo Etwas morsch und faul und falsch ist, da trifft der Hammer dieser Fragen hinein. Die Antwort darauf wußte Ibsen nicht; die wußte nur Einer, der sich weiter durchgerungen hat als bis zur Frage. Aber das große Verdienst des Fragens bleibt Ibsen. Für Alle, denen die katholische Welt und das Geistesleben von zweiundzwanzig Millionen ihrer Volksgenossen ein versiegeltes Buch ist, muß Schmidts Buch besonders werthvoll und interessant sein. Die Aufsätze über die Stellung der Katholiken im deutschen Literaturleben und über das literarische Testament Wilhelms Treiten, das in Randbemerkungen zu einem Brief des Verfassers besteht, sollte jeder Deutsche lesen. Wenn sie und das ganze Büchlein dazu beitragen, gangbare, aber bei näherer Prüfung unhaltbare Vorurtheile zu klären, so wäre der innigste Wunsch des Verfassers dieser „Anregungen“ erfüllt.

Düsseldorf.

Anna Freilin von Kranc.

Schmerzen der Jugend. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ebbow.

Eine Künstlerin und zugleich ein junges, liebendes Weib ist Lydia Willaritz. Eine selbständige, schaffende Persönlichkeit, die sich nicht anschmiegen kann, nicht anpassen mag, aber deren Weibthum nur im Beherrschtssein Befriedigung findet. Dies der Konflikt des Romanes. Ein uralter, sich stetig erneuernder Konflikt, der aber nie ausgesprochen wird. Eden so wenig wie die Thatsache, daß der Mann für das Weib nur durch dessen Anpassung zu haben ist. Natürlich durch Anpassung im weitesten Sinn, nicht nur in dem der Hingabe, sondern eben so in dem der Herzhheit, denn auch das Mädchen, das (ach so gern) sich im Liebe schenkte (aber den Wunsch des Mannes, zu werben, erräth und ihm Rechnung trägt) paßt sich

ihm an. Lydia Willarfi, die mit einer Prämie ausgezeichnete Malerin, kann es nicht. Sie ist zu stolz, zu frei, zu geraden aus. Aber auch zu wenig instinktiv. Sie widersteht in jenem Augenblick dem Ansturm des Mannes, da Unterwerfung ihr seine Liebe erobert hätte, sie will sich ihm in einem anderen schenken, da er nur durch Unnahbarkeit bezwungen worden wäre. So verliert sie ihn, — erkennend, daß es nicht die Gesamtheit weiblicher Eigenschaften, weiblichen Charakters sei, die männliche Liebe anzieht, sondern daß diese von jeder Frau listig ergattert werden müsse, sei es durch Skrupellosigkeit mit Bewußtheit, sei es unbewußt durch Naivität oder wohl auch durch Ueberrumpelung in stimmungsvollen Augenblicken. Lydia erleidet in Schmerzen die Erfahrung, daß das eheliche, im höchsten Sinn tugendhafte Weib einsam bleiben mag, ungeliebt, unbegehrt. Daß ihre Sinne und ihr Intellekt aber auch nie gleichzeitig lieben, nie den selben Mann erschauen, nie gleichzeitig befriedigt werden können. Ihre Individualität in ihrer Wänge ist also verdammt zum Verzicht, zum ewig unerfüllt bleibenden Wünschen. Aber aus dieser unverbrauchten Sinnlichkeit, die, kurz vorher, vom Manne gebunden, ihr alles Andere in der Welt außer der Liebe als gleichgültig hatte erscheinen lassen, aus dieser Sinnlichkeit, die trotz aller leugnenden Heuchelei auch im Mädcheninneren nicht niederzukämpfen ist, wird jetzt, da der Mann sie zurückgewiesen hat, Kunst. Lydia Willarfi geht den Leidensweg des Künstlers durch die Schmerzen der Jugend zu einem neuen Werk; und sie weiß nun, daß dem edlen maglichen Weibe nur die Wahl bleibt zwischen Kunst und Liebe. Beiden kann sie sich nicht weihen.

Wien.

Alice Schalek.

Liebes-Beichte von Hermann Conradi. Zwölf Briefe und zwei Postkarten an Margarethe Halm. Herausgegeben von Michael Georg Conrad. Mit zwei Bildnissen. Verlag von Oskar Rayser, Eisenach 1909. Preis Mk. 1,20.

Aus dem großen Schatz der mir in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts anvertrauten Briefe, der intimsten Seelenoffenbarung „Grünlands“, übergebe ich als erste Veröffentlichung diese „Liebes-Beichte“ von Hermann Conradi den Freunden unserer vaterländischen Kultur. Unsere Literaturgeschichtschreiber haben sich bis jetzt um dieses wichtige Material zur Psychologie der Moderne nicht gekümmert. Weder Professor Richard Moriz Weper noch Adalbert von Hanstein und Professor Adolf Bartels, die der literarischen Bewegung Jünglingsdeutschlands umfängliche Besprechungen gewidmet haben, gönnten sich die Forscherfreude, einmal nach den Briefschätzen zu fragen, die in den Mappen des Herausgebers der „Gesellschaft“ schlummern. Es ist anzunehmen, daß auch außerhalb der geschlossenen Fachkreise unserer Literaturgelehrten die Briefpublikationen aus der Sturm- und Drangzeit Jünglingsdeutschlands lebhaftes Interesse finden werden. Die „Liebes-Beichte“, zu der sich die Briefe des jungen Hermann Conradi an die viel ältere, damals vielgenannte österreichische Dichterin Frau Margarethe Halm zusammenschließen, ist zwar in erster Linie, aber nicht ausschließlich durch ihren erotischen Inhalt (am Wenigsten nach der Richtung der typischen „Jugendbesen“) bedeutsam. Immerhin darf man es keinem Leser verargen, wenn er zunächst sich die Frage stellt, ob der feurige Hermann Conradi seine Perlen nicht vor eine unwürdige Adressatin geworfen hat (die Bibel und Riechke sagen Das drastischer). Die Kadenz der zwei Postkarten giebt der langen Arie einen überraschenden Ausklang. Trotzdem ist Klugheit anzurathen und vor der übereilten Beantwortung der Frage zu warnen.

München.

Michael Georg Conrad.

Zu Haus.

Es war rührend, mit welcher Freude man sie aufnahm. Alle Drei, die Mama und die beiden jüngeren Schwestern, waren auf dem Bahnhof erschienen, um sie mit Jubel zu empfangen. Man hatte sich so lange nicht gesehen! Als Käthe mit ihren Kinderchen aus dem Wagon stieg, stürzten Mutter und Schwestern auf sie zu, hertzten sie, hertzten die Kleinen und fragten so viel auf einmal, daß es nicht möglich war, irgend Etwas zu beantworten.

Ob die Reise angenehm, ob die Kinderchen während der Fahrt brav gewesen? Nein! Wie die Kleinen seit Ostern gewachsen waren! Nicht zu glauben. Und ihr Mann? Wie es ihm gehe? Gut? Ob er schon abgereist sei? Ob ihr der Abschied von ihm schwer gefallen? Aber diese unerwartete Reise zu irgendeinem unerwarteten Kongreß sei etwas Himmlisches. Denn durch diese Reise habe man Käthe wieder. Und habe die Kinderchen. Ganze vier Wochen. Vier Wochen, Käthe!

Vollo, die Jüngste, eine flotte Studentin, die sich gerade aufs Doktorexamen vorbereitete, trieb es am Allerhesten. Sie konnte sich einfach nicht fassen vor Entzücken: „Weißt Du, Käthe: Du bist nun schon seit sieben Jahren fort von uns und von Wien und ich habe mich noch immer nicht daran gewöhnt. Noch immer gehst Du mir ab. Du warst so ein liebes, gutes Hausmutterl, das so schön für mich gesorgt, gestickt, genäht und Ordnung gehalten hat, daß Du mir unerseßlich bist. Von Mama kann ich nicht verlangen, daß sie Dich mir ersetzt und Irene ist zu nichts zu gebrauchen. Die will selbst bedient werden. Ach! So gut wie Du war kein Mensch zu mir. Und die Kinder! Aufzessen könnte ich sie vor Liebe.“

Die Kleinen drängten sich erschreckt an Mama und Großmama. Die merkwürdige Liebe der jungen Tante ängstigte sie ein Bißchen. Man beruhigte sie, nahm sie bei der Hand und verließ den Bahnhof, um nach Haus zu fahren.

Nach Haus! Wie seltsam Käthe dieses Wort verahnte, das die Mutter, ohne Etwas dabei zu denken, gleichmüthig aussprach.

„Nach Haus“, wiederholte sie ganz leise.

„Ja, mein Kind“, sagte die Mama gerührt. „Das Mutterhaus bleibt auch für eine längst verheirathete Tochter immer ein Zu Haus.“

Und wahrhaftig: die Guten hatten Alles, was in ihrer Macht stand, gethan, um es dem lieben Gast heimlich zu machen. Zwei Zimmer hatte man Käthe und den Kindern eingeräumt und diese Zimmer mit dem Besten, was man besaß, ausgestattet.

„Das kleine Zimmer ist für Dich bestimmt, wie Du siehst“, erklärte ihr Vollo. „Im größeren können die Kinder mit dem Kinder mädchen schlafen, wie Du es bei Dir zu Haus eingetheilt hast.“

„Aber ich brauche doch nicht zwei Zimmer!“ meinte Käthe. „Die Kinder können sehr wohl auch bei mir und das Mädchen kann bei Taver Ragd schlafen. Denn wo wollt denn Ihr bleiben? Ich nehme Euch ja zu viel Raum weg!“

„Laß Das unsere Sache sein, liebe Käthe“, entgegnete Vollo. „Irene und ich entbehren unsere Zimmer gern. Ich schlafe im Speisezimmer auf dem Divan und Irene schläft bei Mama. Es geht ausgezeichnet. Für das Glück, Dich vier Wochen lang unter unserem Dach zu haben, würde ich im Höl für Obdachlose nächtigen, wenn es sein müßte. Also sag' kein Wort mehr und laß uns aus Auspachen Deiner

Koffer schreiten. Wenn wir damit fertig sind, wollen wir Thee bereiten. Ich bin so froh! Wieh mir einen Kuß, Käthe. Daß wir Dich wieder bei uns haben! Nein! wie ich mich freue! War nicht zu sagen, wie."

Käthe gab der Schwester den verlangten Kuß und dachte: „Es ist mir lieb, daß sie mir nichts anmerken. Ich hatte gefürchtet, daß sie mein schlechtes Aussehen sofort bereuen würden. Aber die Freude macht sie blind. Das ist gut für mich: so kann ich wenigstens Zeit gewinnen.“ Dann dachte sie wieder: „Wenn ich nur für eine Viertelstunde allein sein könnte! Lollo redet und fragt so viel. Das macht mich ganz verwirrt. Wenn man so gar nicht bei der Sache ist, immer an etwas Anderes denkt!“ Sie hätte weinen mögen.

Endlich hatte man Alles ausgepackt und in den Schränken untergebracht. Lollo stand, lebhaft athmend, erhitzt und mit verwirrtem Haar, vor Käthe und fragte: „Was nun, Schwester?"

„Jetzt möchte ich mich waschen“, sagte Käthe wie erlöst. Und dachte dabei: „Nun werde ich ein Bißchen allein sein.“

Lollo ging, leise pfeifend und seelenvergnügt, zu den Kindern hinüber und Käthe war allein.

Mechanisch hing sie an, sich vom Reijestaub zu säubern. „Ich will mir Zeit lassen“, sagte sie sich, „um das Alleinsein so viel wie möglich auszubehnen.“ Und sie ließ sich Zeit.

Es war doch entsetzlich schwer. So schwer hatte sie es sich nicht vorgestellt. Wohnunglos freuen sich die lieben Menschen; und sie soll nun die Grausamkeit haben, ihnen die Freude zu verderben. Wäre es nicht besser gewesen, von der Sache vorher zu schreiben, sie wenigstens anzudeuten? Vielleicht! Aber von solchen Dingen spricht man eben erst, wenn man muß. Nicht eher. Und überdies hatte sie immer noch gehofft; bis zuletzt gehofft!

Wie sie wohl aufnehmen, was sie dazu sagen werden? Die Mutter war so seelengut und weich und hatte sie so lieb. Sich der Mutter anzuvertrauen, dankte sie nicht schwer. Und Lollo? Auch vor Lollo bangte ihr nicht. Sie fürchtete sich eigentlich nur vor Irene und vor Dem, was Die dazu sagen würde. Zwischen ihr und dieser Schwester hatte im Grunde nie ein Verhältniß bestanden. Sie waren einander ziemlich gleichgültig gewesen. Und Irene hatte immer ihre Heimlichkeiten gehabt, sich stets von den Anderen abgewendet und sich Keinem aus der Familie anvertraut. Käthe hätte nicht sagen können, was für ein Geschöpf Irene war und was in ihr vorging. . . Sie ahnte, daß die Schwester Allerlei erlebt haben mochte, wovon sie nicht sprach; vielleicht irgendeine große Enttäuschung. So lange Käthe noch zu Haus gewesen; hatte Irene den Kopf sehr hoch getragen und die Dame gespielt. Jede Arbeit war ihr verhaßt gewesen. Sie hatte im Haus bedient und in der Gesellschaft bewundert werden wollen. Und alle Männer waren ihr zu gering, zu unbedeutend, zu arm gewesen. Sie hatte auf einen Millionär gewartet. Der war, wie es schien, nicht gekommen. Und vor ein paar Jahren hatte Irene, des vergeblichen Wartens wohl müde geworden, Hals über Kopf Stenographiren und Maschinenschreiben erlernt, um eine Anstellung in einem Bureau zu kriegen. Solchen Posten hatte sie auch gefunden und tippte jetzt auf der Schreibmaschine: ohne Daß und ohne Liebe, immer verdrießlich, wie die Mama der verheiratheten Tochter voll Betrübniß mitgetheilt hatte, und ihre freie Zeit, zumal die Sonntage,

benutzen, um sich auszuschlafen. Eine Enttäuschung und wahrscheinlich auch Verbitterung. Menschen dieser Art haben nicht viel Mitleid und Verständniß für die Sorgen Anderer übrig. Die sind viel zu viel mit sich selbst beschäftigt und bebauern sich selbst so ausgiebig, daß sie das Leid ihrer Nebenmenschen kalt läßt.

Von Vollo stand mehr Theilnahme zu erhoffen. Sie hatte zwar auch ihre Schrauben und Nuten. „Wie alle jungen Mädchen von heutzutage“, dachte Käthe. „So ganz gewöhnlich, wie ich es war, ist fast keine mehr.“ Es mißfiel ihr an Vollo, daß sie das Haar abgeschnitten wie ein Junge trug, sich mit Vorliebe Männerhüte auf dem dunklen Krauskopf setzte, rauchte und über Alles und Jedes sehr freie Ansichten hatte oder doch zu haben vorgab. Daß Vollo Kertin werden wollte, vergiess ihr Käthe. Denn schließlich muß ein junges Mädchen, das kein Vermögen hat, irgendeinen Beruf ergreifen. Und wenn Vollo zu ihrem Studium Lust und Anlage hatte, so wars ja gut. Für Käthe gab es freilich nur einen Weg: einen Mann und Kinder haben. Aber Das mußte sie für sich behalten, um von Vollo nicht ausgelacht zu werden. „Mag Jede nach ihrer Art selig werden“, sagte sie sich, als sie jetzt über ihre jüngste Schwester nachsann. „Aber diese störenden äußerlichen Vöcherlichkeiten wie das kurze Haar und der den Mann nachlässigende Anzug sind überflüssig. Darum bleibt sie ja doch ein Frauenzimmer.“

Immerhin: Vollo war, trotz den paar Hauben, die sie im Kopf hatte, gutartig und ihr von Herzen ergeben. Auf Vollo konnte sie getrost zählen. Die würde sich auf ihre Seite stellen und ihr Recht geben. Und Das war fürs Erste die Hauptsache. Alles Uebrige spielte im Augenblick daneben keine Rolle.

„Wie sie sich gefreut haben beim Wiedersehen!“ Daran kammerte sie sich in ihrer Bedrängniß. „So aufrichtig und herzlich. Namentlich Mama und Vollo. Gewiß auch Irene. Ich will nicht ungerecht sein. Sie hat eben nur eine andere Art ist nicht demonstrativ . . . Dafür kann sie ja nicht. Rein! Alle Drei haben sich über mein Kommen gefreut wie über ein Fest. Und das Mutterhaus, hat Mama gesagt, bleibt auch für die verheiratete Tochter immer ein Zu Haus. Und an meinen Kinderchen hängen sie ja auch. Wie könnte es anders sein? Jede Großmutter hängt an ihren Enkeln. Und Vollo ist Kinderlieb. Es ist thöricht von mir, mich so arg zu fürchten. Sie werden mich verstehen und mir ihre Arme öffnen. Ich darf mich ihnen, getrost und rückhaltlos, anvertrauen.“

Und sie wollte es sogleich thun. Solche Dinge hinauszuschieben, hatte keinen Zweck. Damit schafft man sie ja doch nicht aus der Welt. Und sich mit solcher Last herumzuschleppen, war etwas Unerträgliches. Wenn die Kinderchen zu Bett sein würden, wollte sie sich die Seele erleichtern und ihren Lieben Alles sagen. Und der Gedanke, sich befreien zu dürfen, war so erlösend und erquickend, daß alle Furcht und Bangigkeit von ihrem Herzen abfiel. Ja, sie konnte den Augenblick, wo sie den ihr so nah stehenden Menschen, denen auch sie so nah stand, Alles sagen und klagen würde, kaum noch erwarten . . .

Es dauerte lange, bis die Kinder einschliefen. Vollo verdaute die Sache. Sie trieb Ulk mit den beiden Kleinen, amüsirte sie königlich, regte sie auf und vertrieb ihnen den Schlaf. Sie saßen aufrecht in ihren Betten und lachten und lärmten, daß Einen die Ohren schmerzten. Käthe bemerkte, wie Irene nervös zusammenzuckte und unruhige, mißbilligende Blicke in die Kinderstube wandern ließ. Diese

Blide drückten deutlich die Frage aus: Wird Das jeden Abend so sein? Und auch der sanften, gütigen Mama wurde es am Ende zu viel.

„Laß sie doch, Lollo!“ sagte sie. „Es ist genug für heute und sie sollen nach der Reise zur Ruhe kommen.“

Räthe schüttelte sich aufs Neue beunruhigt. „Sie sind an kleine Kinder nicht gewöhnt,“ dachte sie. „Und meine Kinder sind ganz besonders laut . . . Wie wird es werden, Du mein Gott?“

Endlich waren die Kinder eingeschlafen und wohlthunende Stille trat ein. Man setzte sich zu Tisch, um das Abendbrot einzunehmen.

Und während des Mahles fiel den Anderen Räthes Schweigsamkeit und vorsonniges Wesen an. Sie sahen auf Räthe, blickten dann einander an, . . . und das Gespräch begann allmählich zu stocken. Lollo hielt am längsten aus. Doch schließlich gab auch sie das Schwayen auf und wurde still wie Mutter und Schwestern.

Als abgetragen worden war, berührte die Mama mit der Hand Räthes Arm: „Was ist Dir, Kind? Du bist wohl müde von der Reise?“

„Ach nein!“ sagte Räthe hastig. „Die Fahrt von Prag nach Wien ist ja nicht lang . . .“

Sie hielt inne und spielte nervös mit ihren Armbändern.

„Na, was ist denn sonst los? Fehlt Dir Etwas?“

Der gesüchtete und doch auch erschente Augenblick war da. Räthes Herz hämmerte in ihrer Brust. Und ganz leise sprach sie: „Ja, Mama. Mir fehlt Etwas.“

Aller Augen hefteten sich mit gespanntem und ein Bißchen erschrecktem Ausdruck auf ihr erblaßtes Gesicht.

„Was denn, Kind?“ fragte die Mutter. „Willst Du es uns sagen?“

„Darum bin ich ja gekommen, Mama.“

Die Mutter rückte nah an sie heran und schlang den Arm um ihre Schultern: „Ist es etwas Ernsthaftes, Räthe?“

„Sehr ernsthaft. Ich wenigstens empfinde es so . . .“ Und sie barg das Gesicht an der Mutter Brust.

Lollo war aufgestanden und hatte sich eine Zigarette angezündet. Sie rauchte immer, wenn Etwas wie eine „Katastrophe“ in der Luft lag. Das Rauchen war ihr, dann unabweisbares Bedürfnis. Irene lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sah blinzeln nach Räthe hin. Ihr schmales, schon ein Wenig verblühtes Gesicht drückte ein gewisses Unbehagen aus . . . Sie liebte es nicht, wenn Jemand sich „ausprechen“ wollte, und war der Ansicht, daß man seine Klümmernisse für sich zu behalten habe. Lollo hingegen brannte vor Neugier.

„Sag doch, was es ist, Räthe!“ rief sie ungeduldig.

„Mich drückt ein großer Kummer“, begann Räthe und richtete sich wieder auf.

„Den Dir Dein Mann bereitet?“ ergänzte ihre Mutter.

„Natürlich!“ rief Lollo dazwischen. „Mir hat die Sache mit dem Kongreß gleich nicht gefallen. Warum hat er Dich nicht mitgenommen? Das ist es, wie ich vermuthete. Habe ich nicht Recht?“

„Nein“, sagte Räthe. „Wenn es nur Das wäre! Ich habe gar nicht mitkommen wollen. Die Kinder sind noch so klein! Einer Vergnügungstreise wegen würde ich sie nie allein lassen.“

„Das ist ein Unsinn!“ erwiderte Lollo. „Du hättest sie zu uns schicken

können. Mama hätte sie holen oder, wenn Dir Das lieber gewesen wäre, während der Zeit bei ihnen in Prag bleiben können. Eine Reise nach Rom giebt man doch nicht so, mir nichts, Dir nichts, auf! Das ist einfach stumpfsinnig."

"Weshalb ereiferst Du Dich, Lollo?" entgegnete ihr die Mutter. „Und was geht es Dich an? Laß doch Jeden nach seiner Art denken und handeln. Uebrigens gar keine vollkommen bedürftig. Eine Mutter gehört zu ihren Kindern."

"Ihr habt schrecklich veraltete Ansichten, meine Lieben," sagte Lollo und griff nach einer zweiten Zigarette. „Wenn eine Frau nichts Anderes sollte sein dürfen als eine Kindermagd . . .!"

"Laß uns bei der Sache bleiben", bemerkte die Mama. „Was verstehst Du von diesen Dingen! Hab' erst einmal selbst ein Kind: dann wirst Du ganz anders denken."

"Ich glaube nicht", sagte Lollo. „Doch wir wollen bei der Sache bleiben und von Käthes großem Kummer sprechen. Der Kongreß ist also nicht. Was denn sonst? Was hat der Herr Professor verbrochen?"

Käthe wendete sich ihrer Mutter zu. Lollo's etwas ironischer Ton hatte sie verdroffen.

"Mein Mann hat Beziehungen zu einer Frau, die mir nachgerade unerträglich geworden sind. Unerträglich!" wiederholte sie mit Nachdruck und ihre blassen Wangen rötheten sich.

Lollo war stillgestanden, Irene hatte die Augen weit aufgerissen und die Mama blickte Käthe unterwandt an.

"Beziehungen zu einer Frau!" Langsam sprach sie die Worte der Tochter nach. „Dein Mann?" Es klang ein Wenig ungläubig.

"Ja, mein Mann." Erbittert und trostlos kam es heraus. „Und nicht etwa erst seit heute und gestern. Es ist eine alte Geschichte. Er kennt sie viel, viel länger als mich. Als er mich heirathete, war scheinbar Alles zu Ende. Nur scheinbar. Sie läßt ihn ja nicht los! Und er ist gewöhnt an sie . . ."

Käthe mußte abbrechen. Sie konnte für den Augenblick nicht mehr sagen. Ihr war, als wenn sie gewürgt würde.

Eine Weile schwiegen Alle. Die Mutter saß dicht neben Käthe und hatte nach ihrer Hand gegriffen. Lollo schritt rauchend im Zimmer auf und ab und Irene, die selbst eine Enttäuschte war, saß blinzelnd und ohne sonderliche Theilnahme auf Käthes gesenktem blonden Scheitel. Jedem sein Theil!

Lollo war es, die zuerst wieder sprach. „Wenn es aber eine so alte Geschichte ist, die sich schon vor Deiner Ehe abgespielt hat, so kann es sich unmöglich um eine junge Dame handeln, Käthe. Wie alt ist denn die Dame? Kennst Du sie überhaupt?"

"Ja." Käthes Stimme klang erstickt. „Sie hat sich mir aufgedrängt und ich habe sie im Anfang arglos in mein Haus kommen lassen, . . . bis mir die Augen aufgegangen sind. Jung ist sie natürlich nicht. Vielleicht fünfzigjährig."

Lollo lachte hell auf. „Und solche Alte Schachtel fürchtest Du? Du mit Deinen dreißig Jahren?"

"Du hast leicht lachen", erwiderte Käthe mit nervöser Gereiztheit. „Auf das Alter kommt es nicht an. Uebrigens weiß ich eben nur, daß sie schon so alt ist . . . Sie sieht viel jünger aus und ist eine elegant, vornehme Erscheinung."

„Weiß sich auch herzurichten . . . Sie gefällt allgemein. Der Haß macht mich nicht blind! Daß sie acht Jahre älter ist als mein Mann, hat er selbst mir gesagt. Sonst würde ich es nicht glauben.“

„Ist sie verheirathet?“ fragte Lollo.

„Sie wars. Als Kurt mich heirathete, lebte ihr Mann noch. Vor drei Jahren ist er gestorben. Und seit sie Witwe ist, hängt sie sich nur noch mehr an Kurt . . . Es ist zum Verzweifeln!“

Wieder trat eine Pause ein. Lollo zündete sich eine dritte Cigarette an, Irene schloß die Augen und die Mutter blickte sorgenvoll auf Käthe. Diese saß nach vorn gebeugt und starrte vor sich nieder.

„Hast Du mit Deinem Mann von der Sache gesprochen?“ fragte die Mutter nach einer Weile.

„Ost! Ungezähnte Male, Mama! Habe ihn gebeten und beschworen, diesen Verkehr abzubringen. Er thut es nicht. Er kann nicht, wie es scheint. Die Gewohnheit hat sich zu tief eingebohrt.“

„Und weiß er, daß Du darunter so schwer leidest?“

„Ach ja. Das muß er sehen . . . und er sieht es auch. Aber er hängt eben an ihr.“

„Er hängt doch auch an Dir, Käthe. Schließlich hat er Dich geheirathet. Wenn er wirklich unzertrennlich an ihr hänge, würde er ledig geblieben sein.“

„Damals war das Band loser geworden. Ich glaube sogar, daß sie ihm nicht immer treu war . . . Und für jeden Mann kommt wohl eine Zeit, wo er sich nach einer geregelteren Häuslichkeit sehnt . . . Und in solcher Zeit hat er mich eben geheirathet. Aber gänzlich aufgegeben hat er diesen Verkehr niemals. Ich habe nur in den ersten Jahren meiner Ehe, vertrauend und arglos, wie ich war, nichts davon gemerkt. Doch seit Jahren weiß ich, woran ich bin. Ich muß ihn mit ihr theilen! Ich muß meinen Mann mit einer Anderen theilen!“ Sie schluchzte krampfhaft auf.

„Das müssen viele Frauen, Käthe“, bemerkte Lollo mit philosophischer Ruhe. Die Mutter warf ihr einen mißbilligenden Blick zu und sagte zu Käthe: „Es kann ja heute nur noch Freundschaft sein, mein Kind. Vielleicht schon seit Jahren nichts Anderes.“

Käthe lachte voll Bitterkeit. „Damit tröstet er mich ja auch, Mama! Es sei nur Freundschaft. Als ob Das ein Trost wäre! Er soll keine Freundin neben mir haben! Wozu braucht er sie, da er doch mich hat, der er Alles sagen kann!“

„Weißt Du, Käthe“ (Lollo hatte sich knapp vor sie hingestellt), „ich finde Dich überspannt und ungerecht. Einem Menschen Alles sein wollen, ist entschieden anmaßend.“

„Davon ist ja nicht die Rede“, bemerkte Irene und blickte die stets halsgeschlossenen Augen vollends zu. „Das bildet Käthe sich ja wohl schwerlich ein. Kein Mensch ist einem anderen Alles. Jeden muß man mit anderen Menschen theilen. Es fragt sich nur, ob in dieser Hinsicht zu viel verlangt wird oder nicht. Und mir scheint, daß Käthe Recht hat, wenn sie sich solche Freundin nicht gefallen lassen will. Ihr Mann würde es ja auch nicht dulden, wenn sie einen ehemaligen Liebhaber als ihren Seelenfreund im Hause haben wollte.“

„Sie solls probiren!“ rief Lollo und lachte. „Das wäre immer noch besser.“

als ihm was vorzuheulen und ihm mit Szenen und Thränen das Haus und ihre werthe Person zu vereiteln.“

In Rätke's Kieg es heiß auf.

„Was weißt denn Du?“ fragte sie mit Heftigkeit. „Hab' erst einen Mann, meine Liebe, und erfahre am eigenen Leibe, wie solche Kränkungen wehthun. Du wirst ihm dann auch Szenen machen!“

„Schwerlich“, entgegnete Lollo und lächelte überlegen. „Ich bin ein moderner Mensch und sehe die Ehe nicht, als etwas Heiliges und Unverlegliches an. Ihr Phylisterseelen erniedert die Ehe zu einer Zwangsanstalt für Liebe und Treue. Und hängt der Sache ein Mäntelchen um und faselt vom einem Sakrament. Es giebt kein Sakrament. Die Liebe muß frei sein. Wenn ein Mann mich nicht mehr mag, so ist es sein gutes Recht, es mir zu sagen. Und wenn ich ihn nicht mehr mag, so ist es eben so mein gutes Recht . . .“

Die Mutter war aufgestanden und legte jetzt schnell die Hand auf Lollos Mund.

„Sei still und verschone uns mit Deiner Weisheit!“ gebot sie ernstlich böse. „Solcher Grünschnabel! Alle Deine verrückten Theorien, die Du, Gott weiß, wo, aufgebauelt hast und mit selbstgefälliger Thorheit nachplapperst, sind keinen Schuß Pulver werth. In der Praxis sieht Alles anders aus. Halte also gefälligst den Mund. Ich bin wahrhaftig nicht in der Stimmung, solches Geschwätz anzuhören.“ Sie kehrte zu Rätke zurück und setzte sich wieder neben sie.

„Um Dir ehrlich meine Meinung zu sagen, Rätke: Ich verstehe nicht recht, warum Du uns in diese Dinge einweißt. Du hast Jahre lang geschwiegen und Das schien mir besser. Differenzen zwischen Mann und Frau sollten ohne zwingende Nothwendigkeit nie aus dem Hause getragen werden. Sag solche zwingende Nothwendigkeit denn vor?“

Rätke blickte sie verwirrt an. Ihr war bei den mütterlichen Worten merkwürdig kalt geworden.

„Doch, Mama!“ sagte sie flotternd. „Er hat mich nämlich so weit gebracht, daß ich beschlossen habe, von ihm zu gehen . . . mit den Kindern . . . für einige Zeit, . . . bis er gethan hat, was ich von ihm begehre.“

Eine Totenstille folgte auf diese Erklärung. Alle sahen Rätke unverrückt an.

„Was soll Das heißen?“ brachte die Mutter endlich wie betäubt heraus.

„Daß Dein Besuch bei uns eine Flucht aus dem Hause Deines Mannes bedeutet?“

Rätke schlug die Hände vors Gesicht. „Ja, Mama. Ich kann nicht mehr mit ihm leben. Ich halte es einfach nicht aus.“

„Und Das hast Du ihm gesagt!“ rief die Mutter ganz entsetzt.

„Noch nicht. Vor drei Tagen ist er fort, nach Rom, zu dem Kongreß, ohne Abschied von mir zu nehmen. Er war furchtbar böse auf mich. Natürlich dieser Frau wegen . . . Und ich habe ihn ziehen lassen. Aber vorgenommen habe ich mir, ihm von hier zu schreiben, daß ich mit den Kindern bei Euch bleiben will.“

„Also nur vorgenommen. Gethan hast Du es, Gott sei Dank, noch nicht.“

Die Mutter athmete erleichtert auf. „Und Du wirst wohl nicht so wahnsinnig sein, Deinen Vorsatz auszuführen. Geh jetzt zu Bett, Rätke, und verschlafe Dein Fieber. Morgen wirst Du ausgeruht sein und wir können Alles in Ruhe besprechen und überlegen. Nein! nein!“ rief sie abwehrend, da Rätke Etwas erwidern wollte. „Sag' jetzt nichts mehr. Du bist müde und aufgeregter und wir sind es auch. In solcher

Stimmung kommen Einem keine nützlichen und vernünftigen Gedanken. Leg' Dich zu Bett, Kind. Und morgen reden wir weiter."

Käthe hatte sich erhoben. „Gute Nacht," sagte sie mit klangloser Stimme. Und langsam schlich sie ins Zimmer nebenan, wo sie schlafen sollte, zog langsam die Thür hinter sich zu . . .

Es war anders gekommen, als sie erwartet hatte. Ganz, ganz anders.

Im Speisezimmer wurde es noch lange nicht ruhig. Die Magd kam, um auf dem Divan Lollo's provisorisches Lager zurechtzumachen. Man ging hin und her, redete und Lollo öffnete ziemlich geräuschvoll die Fenster, um den Rauch hinaus zu lassen. Käthe hörte Alles: jede Bewegung, jedes Wort, das gesprochen wurde. Sie hörte die Magd Gute Nacht sagen und hinausgehen; vernahm die Stimme ihrer Mutter, die zu den Töchtern sagte: „Seid nur jetzt hübsch still, damit unsere Käthe einschlafen kann. Ich hoffe, daß sie morgen vernünftiger ist. Wenn sie auf ihrem abenteuerlichen Voratz beharrt, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als ihr die Thür zu weisen. Solcher Verrücktheit muß man mit aller Energie entgegen treten. Gute Nacht, Kinder." Käthe hörte die Schwestern: „Gute Nacht, Mama" sagen. Dann wurde es drüben still.

Sie hatte begonnen, sich auszukleiden, und wollte eben ins Bett steigen, als man nebenan aufs Neue zu sprechen anhub. Irene war noch im Speisezimmer und redete mit Lollo. Von ihr. Und da that sie Etwas, das sie als Kind und junges Mädchen oft gethan hatte, denn sie war ungeheuer neugierig gewesen und hätten: sie verließ das Licht, schlüpfte in ihre Pantoffel, hüllte sich in die Bettdecke und schlich geräuschlos an die Thür heran, die ins Speisezimmer führte. Da angelangt, legte sie das Ohr ans Schlüsselloch. Wenn die Beiden drüben nicht geradezu flüsteren, mußte sie hören, was sie zu einander sagten. Und sie wollte es hören. Diesmal nicht aus bloßer Neugier wie einstens in der Jugendzeit; ach nein! Aus ganz anderen Gründen. An der Mutter, die ihr die Thür weisen wollte, wenn sie bei ihrem Vorhaben blieb, hatte sie keine Stütze. Doch vielleicht an den Schwestern. Wenigstens an Irene, die ihr, als Einzige, Recht gegeben hatte. Vielleicht aber auch an Lollo, deren Herz im Grunde weich war, trotz allen ihren Schreien und Verdrehtheiten.

„Wie sie sich Das nur vorstellt, möchte ich wissen": Das waren die ersten Worte, die an das Ohr der angestrengt Lauschenden schlugen. Lollo war's, die sprach. „Ich hab' sie wahrhaftig nicht ganz verstanden. Was will sie eigentlich

„Er soll die Beziehungen zu dieser sogenannten Freundin lösen oder sie kehrt nicht mehr zu ihm zurück," antwortete Irene.

„Und wenn er nicht nachgiebt, das Verhältniß nicht löst . . . ?"

„Dann bleibt sie bei uns und wir haben sie und die Kinder auf dem Hals."

„Das ist ja einzig!" Lollo ging im Zimmer auf und ab. Man hörte deutlich ihren nicht eben leisen Tritt. „Und da hat man sich auf ihr Kommen gefreut, hat sie mit Jubel empfangen, . . . und nun macht sie solche Geschichten. Ja, was glaubt sie denn? Für ein paar Wochen opfert man ja gern seine Bequemlichkeit. Aber für die Dauer? Ich brauche mein Zimmer, zum Studium! Ich muß studiren.

Und hat sie denn ganz und gar vergessen, wie knapp unsere Mittel sind? Oder will sie sich von dem Mann, dem sie entlaufen ist, aushalten lassen? Fragt sich noch, ob ers thun wird! Alles Das ist ja verrückt!“ Und Lollo rief mit Heftigkeit ein Streichholz an.

„Ich bitte Dich, rauche nicht schon wieder!“ Irene's Stimme klang sehr gereizt. „Raum hat man den Rauch halbwegs draußen, so fängst Du von Neuem an, die Luft zu verpesten.“

„Die Fenster sind ja offen“, sagte Lollo. „Laß mich rauchen. Du haßt auch Deine Schwächen, die ich ertragen muß.“

Eine kleine Pause trat im Gespräch ein.

Dann sagte Irene: „Burchthar unklug ist obenbrein von ihr. Mit ihrem dummen Plan räumt sie der Nebenbuhlerin einfach das Feld . . . Und hast Du nicht auch bemerkt, wie sehr sie sich zu ihrem Nachtheil verändert hat? Eigentlich hübsch war sie ja niemals, doch immerhin ganz nett mit ihren frischen Farben und ihrem gutmüthigen Gesichtchen. Der ganze Charme ist fort . . . Dieser vergnügte, man könnte fast sagen: altjüngferliche Ausdruck macht sie zehn Jahre älter, als sie ist. Und sich vortheilhaft zu kleiden, hat sie ja nie verstanden. Weißt Du, daß ich nie begriffen habe, warum Kurt sich gerade in sie verliebt hat?“

„Ich auch nicht“, sagte Lollo. „Aber sie gehört einem Typus an, wie ihn manche Männer lieben: das richtige Weibchen und nichts als eben Weibchen. Einen Mann haben und Kinder kriegen wollen: sonst giebt es nichts für Alle ihrer Art. Und die Männer mögen Das . . . manchmal. Du hast mir vorhin, als sie noch da war, widersprochen. Ich aber bleibe dabei: Es ist aumakend von ihr, daß sie ihrem Manne Alles sein will. Was bietet sie ihm denn? Die Ehefrauen sind alle so arrogant. Warum findet sich Rätke denn nicht mit dieser Freundin ab? So Etwas sieht man einfach nicht. Sie braucht ja nicht mit ihr zu verkehren. Aber sie sollte ihrem Gatten diese schließlich nicht großartige Zerstreuung lassen und schweigend. Doch nein. Sogenen müssen gemacht, dem Mann muß das Haus bereitelt werden; anders geht es bei den legitimen Damen nicht. Und dann wundern sie sich noch, wenn sie ihre Männer am Ende ganz und gar verlieren.“

„Das lästige bei der Sache ist nur, daß wir in Mitleidenschaft gezogen werden“, sagte Irene. „Rätke mag sich zu ihrem Gatten stellen, wie sie will: aber uns sollte je aus dem Spiel lassen. Ich finde es rücksichtslos von ihr, daß sie uns mit ihren Ehekümmernissen ins Haus fällt. Als wenn wir auf Rosen gebettet wären! Mama ist kränklich und vom Leben zerrieben und braucht Schonung und Ruhe Du und ich haben zu arbeiten. Was soll sie uns mit ihrem Jammer? Dazu, daß sie uns den Kopf heiß macht, haben wir sie wahrhaftig nicht eingeladen. Traurig bin ich selbst! Wenn ich Logirgäste habe, was ja auf jeden Fall störend ist, ver-lange ich wenigstens von den Gästen, daß sie mich ausheuern. Ein vergnügtes Ge-sicht mehr im Hause! Schönen Dank dafür! Und die Kinder. Für ein paar Wochen geht es ja. Doch dieser Lärm! Wo ich so leicht an nervösem Kopfweh leide und jeden Tag ins Bureau muß! Sie hätte unsere Lage bedenken müssen, bevor sie sich einfallen ließ, uns ihren Trübsinn ins Haus zu tragen. Und überhaupt: Wenn einmal Eine draußen ist, so soll sie auch draußen bleiben. Es ist ganz hübsch, ein-ander von Zeit zu Zeit wiederzusehen und einige Wochen zusammen zu sein. Aber außs Neue mit einander hausein: Das geht nicht mehr. Man ist einander fremd ge-

worden. Ober hast Du etwa den Wunsch, sie und die Kinder dauernd bei uns zu haben?"

„Bewahre!“ sagte Lollo. „Am Allerletzten unter solchen Umständen. Morgen wollen wir ihr reinen Wein einschenken und ihr unseren Standpunkt klar machen. Wir wollen ihr sagen . . .“

Den Rest hörte Käthe nicht mehr. Sie hatte genug. Mehr als genug. Lautlos schlich sie von der Thür weg, kroch in ihr Bett und zog die Decke über die Ohren. Sie wollte nichts weiter hören.

Draußen war das Gespräch verstummt. Käthe vernahm das Öffnen und Schließen einer Thür, vernahm, wie Lollo sich auskleidete, das Licht ausblies und ihr Lager bestieg. Der Divan krachte dabei. Dann trat Stille im Hause ein.

Käthe hörte nur noch das Ticken der Wanduhr und die eigenen, beschleunigten Athemzüge. Ihr Herz schlug so laut und schwer, daß ihr dieses unruhige, harte Pochen fast wehthat.

* * *

Einzuschlafen vermochte sie nicht. Viertelstunde um Viertelstunde verrann, und unbeweglich lag sie auf dem Rücken, mit offenen Augen, und sann und sann.

Das also war ihr Zu Haus. So urtheilten die ihr nächsten Menschen über sie. So herb und lieblos. Und zu diesen Menschen war sie gesüchelt in ihrer Noth, voll Vertrauens, überzeugt, felsenfest überzeugt, daß sich ihr Arme und Herzen öffnen würden . . .

Zimmer wieder ging sie im Geiste Alles durch, was sie gehört hatte. Jedes Wort hatte sich ihr ins Hirn eingebohrt. Und sie klagte an, sie widerlegte, sie widersprach und entkräftete alle Beschuldigungen . . . und wunderte sich, daß sie, je weiter die Nacht vorrückte, ihre Enttäuschung nach und nach, langsam und unaufhaltsam, schwinden fühlte. Ja, wenn sie ehrlich sein wollte gegen sich selbst, mußte sie schließlich bekennen, daß ihre vermeintliche Enttäuschung überhaupt nicht echt gewesen war, daß sie sich diese maßlose Empörung nur zurechtgelegt hatte, um sich aber sich selbst und die eigenen Gefühle zu täuschen.

Hatte sie selbst, aber auch nur für einen Augenblick, die Empfindung gehabt, zu Haus zu sein? Als lieber Gast bei Mutter und Schwestern zu weilen, war ja sehr wohlthuend. Doch so?

Sie hatten ja in Allem Recht, Irene und Lollo. „Wenn einmal Eine draußen ist, so soll sie auch draußen bleiben.“ Halblaut sprach sie die Worte vor sich hin. Es geht nicht mehr. Man ist von einander entwöhnt. Und am Ende will man sein eigenes, selbstgegründetes Heim haben. Und hat man es einmal gefunden und besessen, so wird Einem nirgendwo wieder ganz heimisch zu Ruche.

Die Absicht, ihren Mann vor ein kategorisches Entweder-Oder zu stellen, war ihr zur fixen Idee geworden. Die Thren sahen eben klar. Was für ein Einfall, ein so gefährliches Spiel zu wagen! Wenn sie nun wirklich schon geschrieben und Kurt ihr geantwortet hätte: „Gut. Bleibe bei Deiner Mutter!“ Es überließ sie heiß und kalt.

Auch darin hatte Lollo Recht: Selbstüberhebung wars gewesen, solchen Racheplan auszuheden. Denn genau gesehen: Sie bot ihrem Manne wirklich nicht allzu viel. Sehr richtig wars von Lollo: ein Wunder, daß er sich überhaupt in sie verliebt hatte. Und verändert war sie auch: grämlich in Wesen und Erscheinung.

Der Spiegel, den Vollo ihr vorgehalten hatte, schmeichelte zwar nicht, zeigte sie aber auch nicht anders, als sie thatsächlich war. Und er, ihr Mann, sah sie mit anderen, mit liebevolleren und nachsichtigeren Augen als die Schwester. Er war immer gütig und geduldig zu ihr. Hatte sie gern, fand sie noch immer hübsch, war oft gütlich . . .

Freilich; diese Frau. Aber war es wirklich ganz unmöglich, sich damit abzufinden? Und wenn es im Ernst nur noch Freundschaft, Gewohnheit war, was ihn an sie fesselte? Sie brauchte diese Frau nicht zu sehen, brauchte nicht mit ihr zu verkehren. Das verlangte er ja gar nicht von ihr. Nur dulden sollte sie, daß er mehrmals in der Woche zu ihr ging. Und dazu schweigen. Nicht seinen Schritten nachspüren, seine Briefe belauern und Gesichter schneiden, wenn er fortging. Das machte sie ihm nur unangenehm, verleidete ihm das Haus und trieb ihn zur Andern. Auch darin hatte Vollo Recht. Sie selbst war es, die ihn zur Nebenbuhlerin hindrängte! Schon aus Klugheit, schon aus Egoismus hätte sie sich anders benehmen müssen.

Leicht war es ja nicht, zu so Etwas zu schweigen. Entsetzlich schwer wars. Doch was hilft es, wenn man mit dem Kopf durch eine Mauer rennen will? Man stößt sich nur den Schädel blutig und die Mauer bleibt stehen. Aber abtragen läßt sie sich. Oder sie stürzt endlich von selbst ein. Den Mann aus Haus und an sich fesseln, lieb sein, gut sein, es ihm daheim behaglich machen: damit trägt man so altes Mauerwerk, das noch aus seiner Junggesellenzeit in die Ehe hereintragt, am Sichersten ab. Und er darf es gar nicht merken. Sacht, ganz sacht muß man ihn entwöhnen, Steinchen um Steinchen entfernen. Voll Geduld und Liebe. Das ist schwer. Aber anders geht es nun einmal nicht.

Und wie bodenlos, ja, wie verbrecherisch leichtsinnig von ihr, gewissermaßen Va banque spielen zu wollen! Wo Alles für sie auf dem Spiel stand! Wo sie mit allen Fasern ihres Herzens an ihrem Mann hing! Ohne Mann zu leben, . . . vermochte sie sich Das überhaupt auszubedenken? Blos dieses gräßliche Allein-schlafen. Wenn man nicht mehr daran gewöhnt ist. Kein Ruß, keine Liebkoßung. Sie dangle und sehnte sich ja jetzt schon namenlos nach ihm. Und entbehrte ihn erst seit wenigen Tagen. Nein: da half nichts. Sie mußte sich fügen und die „Freundin“ ertragen. Mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und den Mann nehmen, wie er nun einmal war. Alles noch besser, Alles noch herrlich im Vergleich zu der Aussicht, daß sie ihn mit ihrem Widerstand und ihren Thränen gänzlich verlieren könnte. Das wäre das Aergste, wäre so arg, daß alles Uebrige daneben keine Bedeutung hatte.

Dankbar war sie den Thren. Die hatten ihr den Staar gestochen. Sie sah jetzt wieder klar. Und Das wollte sie ihnen am Morgen sagen.

Und dem Gatten wollte sie schreiben: freundlich, versöhnlich, voll Liebe. So schreiben, daß er sich aufs Wiedersehen mit ihr freuen könne. Die vier Wochen würden auch vergehen. Und dann hatte sie ihn wieder. Er würde über Wien zurückfahren, sie hier abholen und sie mit den Kindern nach Haus bringen.

Nach Haus! Dort war es, ihr Zu Haus, dort, wo sie den Mann hatte und die Kinder . . . Ein anderes Zu Haus gab es nicht mehr für sie. Jetzt wußte sie.

Wien.

Emil Marriot.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Konto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI



Der Salamanderstiefel ist in allen seinen Teilen aus bestem
Rohschoffen angefertigt. Formen und Ausführung sind
musterzüglich. Fordern Sie Musterbuch H.

Einheitspreis . . . M. 12,50

Luxus Ausführung M. 16,50

SALAMANDER

Schuhges m. b. H.

Zentrale: Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Wien I Zürich

Nur in „Salamander“-Verkaufsstellen zu haben.

OESTERHELD & Co. BERLIN W. 15

LORD BEACONSFIELD
(BENJAMIN DISRAELI)

CONTARINI FLEMING

ROMAN

M. 4.— brosch., M. 5.— geb.

Heinrich Heine schrieb darüber: „Die
englische Literatur hat kein Buch aufzu-
weisen, das dem C. F. ebenbürtig an die
Seite gestellt werden könnte. Alles
findet sich hier vereint: psychologi-
scher Scharfsinn, gothischer Ueberfluß
und sarazenische Phantasie“.

CHARLES BAUDELAIRE

RAKETEN

DIE TAGEBÜCHER

völlig herausgegeben, eingeleitet und kommentiert
von **ERICH OESTERHELD**

M. 1.— br., M. 1.75 kart., M. 2.50 geb.

Den Lesern der Zukunft ist vor einiger
Zeit bereits einiges aus den bedeu-
tsamen „Journaux Intimes“ Baudelaires
bekannt gegeben worden, die Stendhal
Bayle eins von drei Lebensbüchern
genannt hat.

RICH. OTTO FRANKFURTER
WENN DIE WELT ANDERS WÄR
GROTESKEN

M. 3.— br., M. 4.— geb., M. 15.— Lux.-A.

Georg Engel schrieb in der Zukunft
über den ersten Novellenband Frank-
furters: „Ich glaube einen neuen
Dichter gefunden zu haben, der in
einem einfachen Novellenband eine un-
sichtbare Bühne errichtet hat, auf der es
von Grotesken und lächerlichen Gestalten
nur so wimmelt“.

ADOLF PAUL
DE VEER UHLEN

NORD-OSTSEE-ROMAN

M. 5.— brosch., M. 6.— gebunden.

„Dieses Buch gleicht einem wilden Strom,
gespült vom Leben und Phantasie.
Beide Säfte streiten sich, toben gegen-
einander, und schäumender weißer Gischt
kocht über ihre Bahnen.“

Prager Tageblatt.

VERLAGS-KATALOG GRATIS UND FRANKO

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Halloh!!!

Die grosse Revue!

Humorist.-sat. Jahresrevue in 10 Bildern von
Joh. Freund. Musik v. Paul Lincke. In Szene ge-
setzt v. Dir. Rich. Schultz. Tänze v. Willis Bishop.

Deutsches Theater

7 1/2 Uhr abends

Freitag, den 10. und Sonnabend den 11./12.

Don Carlos.

Sonntag, den 12./12. Hamlet.

Montag, den 13./12. Don Carlos.

Weitere Tage siehe Anschlagszule.

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72/73.

8 Uhr.

Die ewige Lampe

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Chat noir

Friedrichstr. 165. Tägl. 11—2 Uhr.

Dir. Rud. Nelson

Theodor Francke

Mirjam Horwitz a. G.

und dem vollständig neuen Programm.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten
Jägerstr. 63a 39

Moulin rouge

Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, SonnabendGebr.
Herrnfeld
TheaterDer Höhepunkt aller Erfolge.
sind die beiden Novitäten

„So muss man's machen!“

Burleske mit Gesang in 2 Akten von Anton
und Donat Herrnfeld. Musik von L. Ital
und „Ein Rettungsmittel!“Komödie in 1 Akt von Ludwig Munna.
Anfang 8 Uhr. Vorverkauf 11—2 UhrDeutsches Theater.
Kammerspiele.

8 Uhr abends.

Freitag, d. 10./12. Major Barbara

Sonnabend, den 11./12. und Sonntag, d. 12./12.

Das Heim

Montag, dem 13./12. Major Barbara

Weitere Tage siehe Anschlagszule

Kleines Theater.

Freitag, d. 10./12. 8 Uhr. Moral.

Sonnabend, d. 11./12. 8 Uhr. Heuchler.

Hierauf: Die Medaille.

Sonntag, d. 12./12. Nachm. 3 Uhr. 2 mal 2 = 5
Abds. 8 Uhr. Heuchler. Hierauf Die Medaille.

Montag, dem 13./12. 8 Uhr. Moral.

Weitere Tage siehe Anschlagszule.

Neues Operetten-Theater

8 Uhr abends:

Miss Dudelsack.

Weitere Tage siehe Anschlagszule.

folies Caprice

Täglich abends 8 1/2 Uhr.

Sicher ist sicher.

Der Mann meiner Frau.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

Im Zirkus Busch ist die Hauptattraktion des glänzenden Programms die Pantomime „Farmerleben“. Das Publikum folgt mit atemloser Spannung den Szenen des Stückes, besonders gibt sich jubelnder Beifall kund, wenn die arme Farmers-
tochter mit knapper Not dem furchtbaren Schicksal entgeht, von der riesigen Flutwelle zer-
schmettert zu werden. Neben der Pantomime nimmt die Pferdedressur, die Herr Schumann
bei einer Anzahl der edelsten Rasse erweist, besonders die Aufmerksamkeit der Zuschauer
in Anspruch. Was Herr Schumann den Tieren zumutet, ist wahrhaft erstaunlich, aber alle
folgen einem Blick, einem Wink ihres Lehrmeisters. Und dann Burkhart-Footit, der beste
Schulreiter! — Man braucht den einen Namen zu nennen, um allen Sportsleuten die Über-
zeugung beizubringen, daß hier in der Reinkunst Erstklassiges geboten wird.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.



**JASMATZI
ELMAS**
CIGARETTEN
m. Hohl u. Goldmundstück

Qualität in
HÖCHSTER
Vollendung

Nr. 3 4 5
Preis 3 4 5 Pfg.
das Stück
in eleganter Blechpackung.

Café Excelsior

Taubenstr. 15 Friedrichstr. 67 Mohrenstr. 49

Neue
Leitung: **FRANZ MANDL**, früherer langjähriger Geschäfts-
führer im Café Bauer

Heute und folgende Tage:

Rosskamp-Konzerte

Täglich Abends 8½ Uhr

An Sonn- und Feiertagen Nachmittags von 5—7 Uhr.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Berliner Eis-Palast.

Von 10 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts geöffnet.

Grosses Konzert. Abends 9 u. 10 Uhr; Grosses Kunstlaufen.

Ab 5½ Uhr: Elite-Abend. Eintritt M. 2.—.

Literarische Anzeigen.

Zwei markante Bücher:

Ein neues Buch von Peter Egge (Die Fessel)

Preis Mf. 4.—, in Leinen Mf. 5.—

Und ein Buch von genialer Unversforntheit

Ernst Kamnitzer, Der gestohlene Tod

Preis in Pappband Mf. 2.—

Saupt & Hammon, Leipzig

In Ernst Kamnitzers Buch, Der gestohlene Tod liegt ein bedeutungsvolles Aehnliches in der Novellistik, so wird man zu Gottfried Keller geführt. Es ist ja oft und viel, aber vergeblich angestrebt worden, ihm nahezukommen, in dem man seinen Stil nachmachte. Kamnitzer erreicht seine Nähe ungesucht und völlig selbständig, da er aus der gleichen Ruhe der Betrachtung die Bewegtheit des Lebens meistert. Damit gewinnt er die Perspektive über die Menschen und Dinge hin. Man hat das Gefühl, Zuschauer bei einem bald grotesken, bald tragischen Stück zu sein, in dem alle die spontanen Regungen, die die Menschen hiehin und dorthin zehren, wie selbständige Wesen auf der Bühne erscheinen. Und als könnte des Lebens nicht genug da sein, treten Wald und Stadt, Strasse und Stube und alle die Dinge, die uns umgeben in bunter Mannigfaltigkeit als Mitspieler auf. Dabei verliert der Dichter nie die Herrschaft über den Stoff: die Distanz, von der er das Getriebe der Welt sieht, befähigt ihn das Wesentliche im sinnvollen Zusammenhang zu ordnen und so die Erkenntnis zu bringen, wie schliesslich dieselbe arme und reiche Menschlichkeit überall walidet und einem jeden ihre Streiche spielt. Nach diesem Buch wird man sich auch den Erzähler Kamnitzer merken müssen.

Schriftsteller

die Ihre Werke bei tät. Buchverlag zu günstigsten Beding. verleg. wollen schreiben. sof. sub. L. K. 8. an Rudolf Mosse, Leipzig.

Bücher-Katalog

über interessante, hochwertige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.

Reform-Verlag Fr. Schneider, Hallea. S. 116.

Zwingenstr. 4/5.

Die Philosophie des Imperialismus.

Von Ernste Seillière.

- I. Apollo oder Dionysos. Kritische Studie über Friedrich Nietzsche. 317 Seiten.
 - II. Der Demokratische Imperialismus. Rousseau — Proudhon — Karl Marx. 447 Seiten.
 - III. Die Romantische Krankheit. Fourier — Stendhal (Beyle). 455 Seiten.
- Jeder Bd. M. 7.—, Lwbd. M. 8.50, Hfz. M. 9.—.
In 2. Auflage — 1908 — erschien soeben
Imperialismus u. Romantik. Krit. Studie von Prof. E. Kretzer. 1909. M. 2.—.

Hermaphroditismus und Zeugungsunfähigkeit.

Eine Darstellg. d. Missbildungen der menschl. Geschlechtsorgane. Von Prof. Cesare Taruffi-Bologna. Mit 40 interess. Abbildungen. 417 Seiten M. 10.—, Origbd. M. 12.—.

Ausführliche Verzeichnisse ab. kultur- und sittengeschichtl. Werke gratis u. franko.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Invalidenstr. 51.

August Strindberg's sämtliche Romane vollständig erschienen:

Das rote Zimmer.

3. Auflage.
Geb. 4,— M., geb. 5,50 M.

Die Inselbauer.

2. Auflage.
Geb. 4,— M., geb. 5,50 M.

Am offenen Meer.

3. Auflage.
Geb. 4,— M., geb. 5,50 M.

Die gotischen Zimmer.

3. Auflage.
Geb. 4,— M., geb. 5,50 M.

Schwarze Fahnen.

4. Auflage.
Geb. 5,— M., geb. 6,50 M.

Diese 5 Romane zusammen zum ermäßigten Preis: gebettet 18,— M., in Leinenbänden 25,— M., in Halbleinbänden 30,— M., in Ganzleinenbänden 35,— M.

Georg Müller Verlag in München.

■ FRAGEN SIE ■

EHE SIE EIN BILD KAUFEN, IN JEDER KUNSTHANDLUNG NACH

SEEMANN'S FARBIGEN KUNSTBLÄTTERN

EINZELN 1 MARK	MEHR ALS 1200 FARBIGE BLÄTTER NACH ALTEN U. MODERNEN MEISTERN KATALOG MIT 1000 ABD. U. 8 FARBIG. I NK.	GERAHMT 3 MARK
-------------------	--	-------------------

E. A. SEEMANN - VERLAG · LEIPZIG

Die schönsten Geschenke

bilden unsere als unübertrefflich und sehr preiswert anerkannten Heliogravüren nach alten Meistern. Der neue Verlags-Katalog mit 500 Abbildungen, Titelbild im Kunstkupferdruck (Wert M. 1.—) und kunstgeschichtlichen Erläuterungen von Professor V. v. Laga wird für M. 1,25 frei geliefert, illustrierte Prospekte unentgeltlich.

Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst G. m. b. H., Berlin W. 15, Kaiser-Allee 205.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Mitensee

Schriftstellern

bietet rühriger Verlag mit aufstrebender Tendenz, Publikationsmöglichkeit. Anfragen mit Rückporto unter L. E. 4166, an Rudolf Mosse, Leipzig.

Fortsetzung der Literarischen Anzeigen siehe nächste Seite!

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben sind erschienen:

Kommunales Jahrbuch

II. Jahrgang. (In 2 Bänden.)

unter Mitwirkung von
 Frau Dr. Altmann-Gothelmer-Mannheim, Stadtrat Dr. Flesch-Frankfurt a. M., Stadtrat Dr. Fritz-Charlottenburg, Professor Dr. Gastpar-Stuttgart, Syndikus Dr. Luppe-Frankfurt a. M., Stadtrat Metzger-Bromberg, Professor Dr. Pfeiffer-Hamburg, Dr. H. Wolff, Direktor des statistischen Amtes, Halle a. S.

herausgegeben von

Dr. H. Lindemann, Stuttgart, und Dr. A. Südekum, Berlin.

Preis: 18 Mark, geb. 20 Mark.

Inhalt. I. TEIL: Organisation des Gesundheitswesens von Dr. H. Lindemann.
 — Städtereinigung von Stadtrat H. Metzger-Bromberg. Allgemeines. Abwasserbeseitigung und Reinigung. Müllbeseitigung. Bausch- und Rußplage. Straßenhygiene. — Fürsorge für die Ernährung von Dr. H. Lindemann. Fleischversorgung. Fleischpreise. Schlachthauswesen. Seelchmärkte. Milchversorgung. Marktwesen. Nahrungsmitteluntersuchungsämter. Literatur mit 1 Tabelle über Vieh- und Schlachthöfe. — **Badeswesen von Dr. H. Lindemann, mit 1 Tabelle.**
 — **Bekämpfung der Krankheiten von Prof. Dr. E. Pfeiffer-Hamburg.** Alkoholismus. Apotheken. Begräbniswesen. Desinfektion. Geschlechtskrankheiten. Hebammenwesen. Kinderheil- und Erholungsstätten. Krankenhäuser. Krüppelfürsorge. Rettungswesen. Säuglingsfürsorge. Tuberkulosebekämpfung. Wald-erholungsstätten. — **Städtebau und Wohnungswesen von Dr. H. Lindemann.** Kongresse. Bauordnung. Bebauungsplan. Schutz des Ortsbildes. Bodenpolitik. Eingemeindungs- und Vorortsfragen. Erbbaurecht. Gartenstädte. Ledigenheime. Spiel- und Erholungsplätze. Straßen- und Wegbau. Umlegung. Wohnungsaufsicht. Wohnungsbau. Wohnungsverhältnisse und Wohnungstatistik. Wohnungsnachweis. Literatur. — **Volkschule von Dr. A. Südekum.** Organisation der Volksschule. Lehrerbildung. — **Höhere Schulen von Dr. A. Südekum.** Organisation. Lehrerbildung. Schulgeld. Statistisches. — **Fortbildungsschule von Dr. A. Südekum.** — **Fürsorgeerziehung von Dr. A. Südekum.** — **Schulgesundheitspflege von Prof. Dr. A. Gastpar-Stuttgart.** — **Volksbildungswesen von Dr. G. Fritz-Charlottenburg.** — **Allgemeine Arbeiterpolitik von Dr. H. Wolff-Halle a. S. und Dr. H. Lindemann-Stuttgart.** Arbeitslosenversicherung. Arbeitslosenversicherung. Arbeitsnachweis. Notstandsarbeiten. Arbeitsruhe im Handels- und Gewerbe. Bauarbeiterchutz. Gewerbe- und Kaufmannsgerichte. Soziale Kommissionen. Sebnitzwesen. Versicherungswesen. — **Spezielle Arbeiterpolitik von Dr. H. Lindemann, mit 1 Tabelle.** Allgemeine Arbeitsordnungen. Arbeiterausschüsse. Arbeitszeit. Lohnpolitik. Ruhelohn und Hinterbühnenfürsorge Urlaub. Literatur. — **Kommunale Beamte von Dr. H. Lindemann.** Armenwesen (einschließlich Waisenfürsorge, Kinderfürsorge, Fürsorgeerziehung) von Dr. Luppe und Dr. Flesch-Frankfurt a. M. — **Wirtschaftspflege von Dr. H. Lindemann.** Allgemeines. Elektrizitätsversorgung. Gasversorgung. Wasserversorgung. Verkehrswesen (von Dr. A. Südekum). Lagerhäuser. — **Publikationswesen mit 1 Tabelle von Dr. A. Südekum.** Sparkassen und Kreditinstitute. — **Finanz- und Steuerwesen.** Anleihenwesen. Stadtvermögen. Steuern und Gebühren. Finanzabrechnung. — **Polizeiwesen von Dr. H. Lindemann.** — **Feuerlöschwesen von Dr. H. Lindemann.** — **Die Frau in der Gemeindeverwaltung von Dr. Elisabeth Altmann-Gothelmer.** — **Statistische Ämter von Dr. H. Lindemann.** — **Sammlungen von Ortsstatuten und Polizeiverordnungen.** Literatur. Nachträge und Berichtigungen. Ortsregister. Verzeichnis von Bezugsquellen. — **II. TEIL: Die Einrichtungen der deutschen Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern.**

Ausführlicher Prospekt und Probeheft kostenfrei.

Die konstitutionelle Fabrik

Von Heinrich Freese.

Preis: 1 Mark 50 Pf., geb. 2 Mark 50 Pf.

Wirtschaft und Kunst.

Eine Untersuchung über Geschichte und Theorie der modernen Kunstgewerbebewegung von Heinrich Waentig.

Einleitung. 1. Teil: Das neue Evangelium. Carlyle und Ruskin. — William Morris. — Die englische „Renaissance“. 2. Teil: Die moderne Kunstgewerbebewegung. Frankreich und England. — Amerika. — Deutschland und Österreich. 3. Teil: Kunst und Gewerbe. Kunst und Arbeit. — Kunst und Bedürfnis. Schluß. Autorenverzeichnis. Index.

Preis: 8 Mark, geb. 9 Mark.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Meyers Großes Konversations-Lexikon

Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage

Mehr als 150,000 Artikel und Verweisungen auf 18,593 Seiten Text mit mehr als 16,831 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1522 Illustrationstafeln (darunter 180 Farbendrucktafeln und 343 Karten) sowie 160 Textbeilagen
20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder in Prachtband zu je 12 Mark.

Meyers Klassiker-Ausgaben

Arnim herausgeg. von Jul. Dohmke.
1 Band, gebunden 2 Mark

Brentano herausg. von J. Dohmke.
1 Band, gebunden 2 Mark

Bürger herausgegeben von A. E. Berger.
1 Band, gebunden 2 Mark

Chamisso herausg. von H. Tardel.
3 Bände, gebunden 6 Mk.

Eichendorff herausg. von R. Dietze.
2 Bände, gebunden 4 Mk.

Gellert herausgeg. von A. Schüller.
1 Bd., gebunden 2 Mark

Goethe herausg. von K. Heinemann.
Kleine Ausg. 15 Bde., 30 Mk.
Große Ausgabe, 30 Bände, 60 Mark

Grillparzer herausgeg. v. R. Franz.
5 Bände, geb. 10 Mark

Hauff herausgeg. von Max Mendheim.
4 Bände, geb. 8 Mark

Hebbel herausgeg. von Karl Zeiß.
4 Bände, gebunden 8 Mark

Heine herausgeg. von Ernst Elster.
7 Bände, gebunden 16 Mark

Herder herausg. von Th. Matthias.
5 Bände, gebunden 10 Mark

Hoffmann hrsg. v. Schweizer und Zaunert.
4 Bände, 8 Mk.

Immernann hrsg. von H. Maync.
5 Bände, geb. 10 Mk.

Jean Paul hrsg. von H. Wustmann.
4 Bände, gebunden 8 Mk.

Kleist herausg. von Erich Schmidt.
5 Bände, gebunden 10 Mark

Körner herausg. v. Hans Zimmer.
2 Bände, gebunden 4 Mark

Lenau herausgeg. von Carl Hepp.
2 Bände, gebunden 4 Mark

Lessing hrsg. von F. Bornmüller.
5 Bände, gebunden 12 Mk.

Ludwig herausg. von V. Schweizer.
3 Bände, gebunden 6 Mark

Mörke herausgeg. von H. Maync.
3 Bände, gebunden 6 Mark

Nibelungenlied übers. v. K. Simrock,
hrsg. von G. Holz. 1 Band, gebunden 2 Mark

Novalis u. Fouqué herausg. von J. Dohmke.
1 Band, gebunden 2 Mark

Platen hrsg. v. Wolff u. Schweizer.
2 Bände, gebunden 4 Mark

Reuter herausg. von W. Seelmann.
7 Bände, gebunden 14 Mark

Rückert herausgeg. von G. Ellinger.
2 Bände, gebunden 4 Mark

Schiller herausg. von L. Bellermann.
Kleine Ausgabe, 8 Bände, geb. 16 Mk.
Große Ausgabe, 14 Bde., 28 Mk.

Shakespeare übers. von Schlegel und Tieck,
hrsg. von A. Brandl. 10 Bände, geb. 20 Mark

Tieck herausgeg. von Gotth. Ludw. Klee.
3 Bände, geb. 6 Mark

Uhland herausg. von Ludw. Fränkel.
2 Bände, gebunden 4 Mark

Wieland herausg. v. Gotth. L. Klee.
4 Bände, gebunden 8 Mk.

Die Preise gelten für eleganten Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband mit Goldschnitt sind sie um die Hälfte höher.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon

Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage

Mehr als 135,200 Artikel und Verweisungen auf 6092 Seiten Text mit 6512 Abbildungen im Text und auf 639 Illustrationstafeln (darunter 86 Farbendrucktafeln und 147 Karten und Pläne) sowie 127 selbständige Textbeilagen
6 Bände in Halbleder gebunden zu je 12 Mark.

Illustrierter Weihnachtskatalog steht kostenfrei zur Verfügung.

Aus deutscher Dämmerung

Schattenbilder einer Übergangskultur von

Jeannot Emil Frhrn. v. Grotthuß

erscheint soeben in
sechster Auflage

.. 8°. 360 Seiten 3 Mark, gebunden 4 Mark ..

Aus dem Inhalt:

Götterdämmerung
Im Zeichen Nischkes
Das Christentum für dieses
Leben
Macht oder Recht?
Sozialdemokratie und
Gesellschaft
Persönliches Regiment
Potpourri aus Neu-Byzanz

Das nationale Deutschland
Klassenjustiz oder nicht?
Rechts- oder Polizeistaat?
Unabhängige Richter
Militarismus
Gesellschaftsmoral
Wir Zeitgenossen
Kultkultur und Kunst
Gesinnungskultur

Politiker, Kunstverständige jeglicher Richtung, positiv Gläubige und Liberale: alle finden hier Stoff zu Reden, Abhandlungen, Debatten in reichem Maße. (Bayerische Lehrerztg.) . . . Freiherr von Grotthuß hat in seinem überlegsam geschriebenen und zum Nachdenken anregenden neuen Buche ein Potpourri aus Neu-Byzanz zusammengestellt, das durch die Groteske seines Inhalts zunächst wohlthätig auf die Lachmuskeln des Lesers wirkt, diesem aber dann die brennende Schamröte ins Gesicht treibt, weil die einzelnen Stückchen für sich in ihrer Gesamtheit ein betrübendes Bild deutscher Würdelosigkeit enthüllen . . . (Aus einem Leitartikel des Leipziger Tagesblattes) . . . Sein Buch ist ein Kulturdokument, ein Spiegel der Kämpfe unserer Zeit. (Berliner Morgenpost) . . . Niemand, der dieses tiefernste Buch ohne Voreingenommenheit auf sich wirken läßt, wird den Verfasser einen böshaftern Nörgler, einen Schwarzseher aus angeborener, pessimistischer Grundstimmung nennen dürfen . . . (Wiener Zeit.)

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.

**Passendes Weihnachtsgeschenk!
Vornehmster Wandschmuck!**

Die schönste Frau der Welt

English Beauty. Preisgekrönt.

Der Typus vollkommener Frauenschönheit.



Original-Gravüre:

Bildgrösse 240 × 285 mm

Kartongrösse 354 × 432 mm

p. Stück M. 4.—, per Nachnahme inkl.

Porto und Verpackung M. 4.50.

Kunstverlag Alfred Schweizer, Hamburg, Alsterthor 3. e.

Vergnügungs- u. Erholungs-Reise
nach dem
Mittelmeer



mit dem
Doppelschrauben-Dampfer
„Meteor“.

Abfahrt von Hamburg 6. Januar 1910.

Besucht werden die Häfen: Southampton, Lissabon, Funchal, Las Palmas, Tanger, Gibraltar, Algier, Tunis (Karthago), Tripolis, Malta, Neapel (Pompeji etc.), Genua. Reisedauer 28 Tage. Fahrpreise von Mk. 500 an aufwärts.

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, Hamburg.

== Teneriffa-Orotava ==

Studien- und Erholungsreisen

am 4. I., 29. I., 8. II., 8. III., mit den schönsten Salondampfern. Durch Begründung des Observatoriums am Pic von Teneriffa sind längere Ausflüge in die berühmte kanarische Hochwüste ermöglicht. Näheres durch Prof. Dr. Pannwitz, Charlottenburg.

Tantallampe



**Dauerhafteste
Metallfadenlampe.**
Für alle Stromarten
20-240 Volt.
In allen gebräuchlichen Lichtstärken.
Hohe Stromersparnis.
Überall erhältlich!



Emser Wasser

Heilbewährt bei Katarrhen, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Magensäure, Influenza und Folgezuständen.
Überall erhältlich in Apotheken, Drogen- und Mineralwasser Handlungen.

City-Hotel, Köln a. Rh.

Haus ersten Ranges

vis-à-vis dem Hauptbahnhof

— Zimmer von 3 Mark an. —

Berlin - Hamburger Kolonial - Kursbericht

herausgegeben durch das

Deutsche Kolonialkontor G. m. b. H.

erscheint jeden Sonnabend

Post-Abonnement 90 Pf. per Quartal.

Teures Lehrgeld muss nach einem alten Erfahrungssatze Derjenige bezahlen, der bei nicht auf die Qualität sieht. Dies trifft besonders bei der Wahl einer Taschenuhr zu, deren Kauf für den Laien lediglich Vertrauenssache ist. Wer die Absicht hat, eine Uhr oder sonstige Gold- und Silberwaren, eine Camera oder ein Grammophon etc. anzuschaffen, sei hiermit auf eine durchaus reelle Bezugsquelle hingewiesen, die sich namentlich in den Kreisen der Herren Beamten des grössten Vertrauens erfreut. Es ist die Firma **Graw & Co., Leipzig 215.** Dieselbe hat es sich zur Aufgabe gestellt, minderwertige Waren grundsätzlich nicht zu führen, sondern nur einwandfreie, fachmännisch geprüfte Lieferungen zu machen, für die volle Garantie übernommen wird.

Siegfried Falk, Bankgeschäft

———— Düsseldorf, Bahnstrasse 43. ————

Fernsprecher 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.

Telegramm-Adresse: Effektenbank Düsseldorf.

An- und Verkauf von Kohlen-, Kali- und Erz-Werten.

Special-Abteilung für Actien ohne Börsennotiz.

———— Auskünfte auf Wunsch bereitwilligst. ————

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

———— **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** ————
 I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.
 ————— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —————

Schultheiss' Brauerei

===== Aktien-Gesellschaft =====

Die Auszahlung der **Dividende** von 14 % für das Geschäftsjahr 1908/09 erfolgt vom **1. Dezember d. J.** ab in den gewöhnlichen Geschäftsstunden an der Couponskasse der **Deutschen Bank** in Berlin.

- m. M 42.— gegen Auslieferung des Dividendenscheines der Aktien über M 300.—,
- m. M 140.— gegen Auslieferung des Dividendenscheines der Aktien über M 1000.—,
- m. M 168.— gegen Auslieferung des Dividendenscheines der Aktien über M 1200.—.

Die Direktion.

Befreit

wird man von allen Hautunreinigkeiten und Hautausschlägen, wie Mitesser, Finnen, Flechten, Gesichtspickel, Hautröte, Pusteln, Blüthen usw. durch täglichen Gebrauch von

Steckenpferd-Teerschwefel-Seife

mit Schutzmarke „Steckenpferd“ von Bergmann & Co., Radebeul.
 Bestes Mittel gegen Kopfschuppen, und gegen Haarausfall.
 à Stück 50 Pfg. Überall zu haben.



RECHNEN SIE?

Wir sparen Ihnen Zeit und Geld!

Verlangen Sie kostenlos Prospekte

Ludwig Spitz & Co., G. m. b. H., Berlin SW 48.

Echte Brillanten,

Juwelen, Gold- u. Silberwaren, Tafelgeräte, Uhren usw. aus den Pforzheimer Gold- u. Silberwaren-Fabriken bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. Todt, Pforzheim

Königl. Grossherzogl. u. Fürstl. Hoflieferant.

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.

Spezialität: Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen.

Auch Deutsch-Südwestafrikanische Brillanten.



Reiche Auswahl in Bestecken massiv Silber sowie Alpaca. Silber in allen Sorten.



No. 4670. Ring. 14 kar. Gold, Platinafassung mit 2 echten Brillanten u. 1 Rubin Mk. 36.—



No. 175. Schlangenring. 14 karat Gold mit 1 echten Brillant u. 1 Rubin Mk. 43.—



No. 5091. Damenuhr. Offen 14 karat Goldgehäuse mit Emailverzierung Mk. 35.—



No. 490. Ohrringe. 14 kar. Gold mit 4 echten Brillanten Mk. 200.— u. höher je nach Grösse der Steine.



No. 94. Mod. Collier 18 karat Gold m. Platinakette und Platinfassung. 24 echte Diamanten, 5 Safir u. 1 Perle M. 105.—



No. 4107. Cravattenmadel 14 kar. Matigold m. echt. Brill. Mk. 31.—



No. 4281. Stabmanschettenknöpfe 14 karat Gold mit echten Safir Mk. 30.—

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko. Firma besteht über 50 Jahre; auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. Alle Schmucksachen werden modern umgearbeitet, alles Gold, Silber und Edelsteine werden in Zahlung genommen.

Ausstellung

Schleswig-Holsteinischer Kunst
des 15.—19. Jahrhunderts

Winter 1909. Eintritt 1 M.

Berlin W., Lennéstr. 2.

Atelier für Raumkunst

Carl R. Reiner & Karl Lewinsky.

Dr. Koch's

Yohimbin-Tabletten

Hervorrag. Mittel bei Schwächezuständen
beiderlei Geschlechtes.

Flacon à 20 50 100 Tabletten

M. 4.— 9.— 16.—

Salz: Elefanten-Apotheke, Leipzigerstr. 74.

Läden: Schützen-Apoth., Lützow; Engel-Apoth.

Dr. Fritz Koch, München XIX/250.

Es hilft!

Dies befähigen über 1000 Anerkenn-
ungen von Kranken, die unsere Eimo-
san-Tabletten bei

Gicht, Rheumatismus

und anderen Harnsäure-Leiden er-
proben. Eine Probe unseres Mittels,
nebst ausführlich aufklärender Bro-
schüre und Anerkennungen, senden wir

kostenlos an alle Leidenden

die uns per Karte ihre Adresse mitteilen.

Chem. Laboratorium Eimosan

Postfach 2917, Limbach (Sachsen).



Es ist Zeit

an die Besorgung Ihrer Zeit-
nachschleife zu denken. Wir
erleichtern Ihnen den Erwerb der-
selben und liefern gegen bequeme

Teilzahlung

alle Arten Uhren, Gold-, Silber-,
Alfenside- und Kupferwaren, Mu-
siken, Grammophone, optische
Artikel, feine Lederwaren, Reise-
koffer etc. Neues Preisbuch
mit 2000 Abbildungen gratis.

GRAU & CO
LEIPZIG 215

Ehe-schliessungen **England**
rechtsgültig, in
Prosp. fr.; verschlossen 60 Pfg.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

„KANZLER“

beste deutsche Schnell-Schreibmaschine

Trägerin der Meisterschaft von Deutschland

(errungen im Weltkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen!

1 Grand Prix!

16 Anschläge pro Sekunde * 20 Durchschläge auf einmal * Garantierte Zeilengeradheit

= Kein Verklappen der Hebel!! =

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

Dr. Ernst Sandow's

künstliches

Emser Salz

Bei Erkältung altbewährt. Man achte auf meine **Firma!** Nachah-
mungen meiner Salze sind oft minderwertig und um nichts billiger.



Violinen

nach alten Meistermod.,
Bratschen, Celli, Mandolin-
en, Gitarren geg. ger.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr.
Violin-Katalog gratis u.
frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157.



Schreib- maschinen

mit allen Vervollkomm-
nungen, für Bureau-
und Privatzwecke gegen

Monatsraten

von 10 Mk. an. Illustr.
Schreibmaschinen - Ka-
talog gratis und frei.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157.



Waffen

Doppelflint., Drillinge,
Scheibenhübs., Revol-
ver usw. geg. bequeme

Monatsraten

v. 2 Mk. an. Ill. Waffen-
Katalog gratis und frei.
Fachmännisch. Leitung.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157.



Photogr. Apparate

Stativ-u. Handkameras
neueste Typen zu bill.
Preisen gegen bequem.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr.
Kamera-Katalog grat. u.
frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157



Goerz' Triöder - Binocles

für Reise, Sport, Jagd,
Theater, Militär, Marine
usw. gegen bequeme

Monatsraten

Andere Gläser m. bester
Paris. Opt. zu all. Preis.
Ill. Gläserkatalog. gr. u. fr.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157



Grammo- phone

und Schallplatten, nur
prima Fabrikate, Auto-
maten usw. gegen ger.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr.
Grammophon - Katalog
grat. u. fr. Postkarte genügt.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157.



Kalasiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber
elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden
wollen, tragen „Kalasiris“. Selteneres Wohlfinden
Größte Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen.
Vorzüg! Naht im Rücken. Natürl. Geradenhalter. Völlig
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlankte Figur.
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente
Damen Special-Facces. Illustr. Broschüre und Auskauf
kostenlos von „Kalasiris“ G. m. b. H., Sonn 3.

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.

Prächtige Weihnachtsgaben für Freunde von Natur u. Kunst

Soeben erschienen:

Deutsche Lande Deutsche Maler

Von Dr. E. W. BREDT,

Custos der Graphischen Sammlungen an der K. Pinakothek in München.

34 Bogen 4° auf bestem Mattkunstdruckpapier mit 80 Vollbildern,
60 Textillustrationen und 12 auf dunklem Karton aufgelegten Tafeln
in Farbendruck.

Preis: elegant gebunden in Künstlerleinen M. 10.—.

Urteile der Presse:

„Ungezählte, denen dies frische, ungemein anregende Buch eine hoch
willkommene Weihnachtsgabe sein wird, werden von ganzem Herzen wünschen
dass ihnen die strenge Wissenschaft den Weg zu ihren Erkenntnissen häufiger in
so geschmackvoller und feinfühler Weise ebnen möchte.“ Leips. N. Nachr.

„Diese einzigartige Bildergalerie deutscher Landschaftsmalerei ist von
kundigster, feinsinnigster Hand zusammengestellt und von einer Feder kommentiert,
die das Auge des Künstlers und das Herz des Dichters verrät.“ Kunst u. Handwerk

„Die Ausstattung einschließlich der Reproduktionstechnik ist so ziemlich
das Gediegenste, was wir bisher auf diesem Gebiete gesehen haben.“

Wiesbadener Zeitung.

„Das ganze Buch stellt sich dar als ein Werk deutschen Buchgewerbes,
das allen an der Herstellung Beteiligten Ehre macht.“ Leipziger Zeitung.

NATUR

Zeitschrift der Deutschen Natur-
wissenschaftlichen Gesellschaft

Herausgegeben von R. H. FRANCÉ

Für den Vierteljahresbeitrag von nur M. 1.50 erhalten die Mitglieder
der D. N. G. jährlich 26 reich illustrierte Hefte der Zeitschrift „Natur“
mit 12 z. T. farbigen Kunstblättern, sowie folgende Buchbeilagen.

R. H. Francé, „Die Natur in den Alpen“.

Dr. M. Wilh. Meyer, „Bewohnte Welten“.

Dr. Alexander Sokolowsky, „Aus dem Seelenleben höherer Tiere“.

Prof. Karl Sajó, „Aus der Käferwelt“.

Dr. Ludwig Wilsor, „Leben und Heimat des Urmenschen“.

Die seit dem 1. Oktober erscheinenden 6 Hefte der Zeitschrift bilden zu-
sammen mit den beiden vorliegenden reich illustrierten Bändchen von R. H. Francé
und Dr. Wilh. Meyer in prächtigen Farbenumschlägen vom Danziger und Wein-
hold ein das Herz jeden Naturfreundes entzückendes Weihnachtsgeschenk. Man
abonniert die Zeitschrift durch jede Buchhandlung, wo eine solche nicht erreich-
bar, auch bei allen Postanstalten. Die Mitgliedskarte der D. N. G. liegt dem zweiten
Hefte der Zeitschrift „Natur“ bei. Zu Bestellungen bitte ich die beiliegende Karte
zu benutzen und ausgefüllt irgend einer Buchhandlung zu übergeben oder direkt
an den Verlag Theod. Thomas, Leipzig, Talstrasse 13, einzusenden.



Berliner
Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H.
 Berlin C9, Neue Promnade 11.
 — Grösste Spezialfabrik —
 für
Ledermöbel, Clubsessel,
Clubsophas, Lederstühle
 Musterbuch gratis.

Dr. Möller's Sanatorium
 Broch. Dresden-Leschwitz Prop. in
 Diätet. Kuren nach Schroth.



Gewähr
 für jedes Stück
Soennecken
Gold-
Füllfedern

mit Diamant- (Irid.) Spitze

Nr 595: M 6 • Nr 777: M 9

Nr 544: M 12

In belieb. Lage zu tragen:
Nr 588: M 10

Überall vorrätig, sonst
Lieferung ab Fabrik

F. Soennecken • Bonn
Berlin Taubenstr. 16
Leipzig Markt 1



Soennecken's
Ringbücher

Die besten Notizbücher

Blätter auswechselbar

Einband dauernd zu benutzen

Viele Sorten

6 x 8 cm • Nr 1244/68: M —, 75

10 x 15 1/2 „ • „ 1244/1015: „ 1,50

Überall erhältlich

F. Soennecken Fabrik Bonn
Berlin Taubenstr. 16 • Leipzig Markt 1

„Ferabin“-Handlampen
 mit Trockenbatterien

D. R. P.
und D. R. G. M.

Handlampe I

57

Handlampe II

17

Brennstunden

ununterbrochen

It. Prüfungschein
des Physikal.
Staatslaboratori-
ums in Hamburg.

Referenzliste franko!

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente

Hamburg 36, Neuerwall 36.

Goldene Medaille: Internationale Luftschiffahrt-Ausstellung Frankfurt a. Main 1893.

Wohnung, Verpfleg., Bad u. Arzt pr. Tag
v. M. 10.— ab. — Ganzes Jahr besucht.

„Sanatorium
Zackental“
 (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau, Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge
 (Bahnhofstation)

Für Erholungs-suchende, Wintersport. Nach
allen Errungenschaften der Neuzeit ein-
gerichtet. Windgeschützte, nebelfreie,
nadelholkreiche Höhenlage.

Spezialität: Behandlung von

Arterienverkalkung

und deren Folgen, wie Herz- und Nieren-
erkrankungen nach neuester klinisch
erprobter Methode.

Näheres die Administration in
Berlin SW., Möckernstrasse 118.

Fulklapp



Keine Ausstattung
nur Qualität.

Salem Aleikum die Cigarette
des Feinschmeckers

Ausser in den Preislagen $3\frac{1}{2}$, 4, 5 Pfg.
auch zu 6, 8, 10 Pfg. d. St. in Luxusqualitäten erhältlich.



Albert Rosenhain's
neues Portemonnaie
Marke:

Tip-Top,

hochelegant
und ganz flach,

aus einem Stück fein-
sten englischen Glanz-

saffianleders, mit 6 Taschen und Extraverschluss für Gold
und Banknoten. Aussen 1 Billettasche,

für Herren 11 cm lang,

für Damen 10 cm lang,

und 40 Pf. für portofreie Zusendung.

M. 6.—

Neu erschienen der illustrierte Hauptkatalog mit reizenden Ge-
schenk-Artikeln für das Weihnachtsfest. Zusendung kostenlos.

Albert Rosenhain, Berlin SW.,
Leipzigerstr. 72/74.

Spezialgeschäft und Versandhaus für Leder- und Luxus-Waren.
Gegründet 1864. Telegramm-Adresse: Geschenkhause.